

Edition Museumstexte

02 Die Interviews

JÜDISCHES
MUSEUM
HOHENEMS 

Vorwort

Dr. Hanno Loewy, Direktor

Mit der Reihe „Edition Museumstexte“ begleiten wir die Dauerausstellung und die weitere Entwicklung des Jüdischen Museums und des Jüdischen Viertels in Hohenems mit Dokumentationen und Vertiefungsangeboten, die den Museumskatalog „Heimat Diaspora. Das Jüdische Museum Hohenems“ fortan ergänzen.

In der 2007 neu eröffneten Dauerausstellung des Jüdischen Museums spielen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen mit ihrer persönlichen Wahrnehmung und ihrer Reflexion der Geschichte eine besondere Rolle. Wir haben nicht nur die Chance ergriffen, die traumatischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts aus verschiedenen Perspektiven auszuloten. Wir haben auch einen Dialog begonnen mit den Nachkommen der Hohenemser Jüdinnen und Juden über das Medium des Videointerviews. Damit richtet sich Zeitzeugenschaft nicht nur an die Vergangenheit, sondern auch an die Gegenwart und zeigt das Bild einer bestehenden Hohenemser Diaspora mit wachem Bewusstsein um die Widersprüche unserer Zeit.

So sind in diesem Buch nun Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen der jüdischen Geschichte in Hohenems verbunden mit Berichten über Flucht und Nachkriegszeit, und mit Ausblicken auf die Gegenwart und Zukunft der jüdischen Familien aus Hohenems.

Wir hoffen, dass die erstmals veröffentlichten Interviews aus der Dauerausstellung des Jüdischen Museums für unsere Besucherinnen und Besucher eine weitere Dimension der Geschichte und Gegenwart jüdischer Erfahrung erschließen. Für die schulische und außerschulische Bildungsarbeit werden sie jedenfalls eine wichtige Ressource darstellen.

In der Reihe „Edition Museumstexte“ erscheinen außerdem die Ausstellungstexte, die Kinderstationen, der Rundgang durch das Jüdische Viertel und Informationen zum Vermittlungsangebot des Jüdischen Museums. Wir hoffen, dass von all dem reichlich Gebrauch gemacht werden wird.



Fluchtgeschichten (Videointerviews I)

- 8 Jakob und Ida Kreutner
- 12 Jakob Spirig
- 14 Ernst Kamm

1930er bis 1950er Jahre (Audiointerviews)

- 16 Jenny Bollag
- 17 Hildegard Schinnerl
- 22 Paul Pivnik
- 27 Heinz Müller
- 30 Isabella Aberer
- 33 Saul Hutterer
- 40 Eugen und Irene Stern
- 41 Erwin Nachbauer
- 42 Hubert Amann
- 46 Abraham und Esther Koplovits

Nachkommen erzählen (Videointerviews II)

- 50 Jaqueline Heyman-Pelseneer
- 52 Heinz Baum
- 55 Kurt Bollag
- 60 Felix Jaffé
- 61 Luisa Jaffé De Winne
- 62 Uri Tänzer
- 64 Laura Aberant
- 67 Stefan Rollin
- 70 Susan Shimer

6 *Jakob Kreutner (1912-1999) wurde in der Pogromnacht im November 1938 in Wien von Nazi-Schlägern schwer verletzt. Anschließend flüchtete er mit seiner Frau Ida (1912-2000) und seinem 19 Monate alten Sohn Robert über die Hohenemser Grenze in die Schweiz. Interview durch Hansjürg Zumstein, 1997.*

Sie sind in der Novemberpogromnacht 1938 in Wien von Nazi-Schlägern schwer misshandelt worden. Wie hat sich das abgespielt?

Da hab ich schon gewusst, was mir blüht. Sie haben mich in die Mitte genommen und ein so genanntes „Spießroutenlaufen“ veranstaltet. Alle haben von jeder Seite geschlagen, und was mir noch in Erinnerung geblieben ist: Vor lauter Schreck, Angst, habe ich vergessen, zu schlucken. Und da ist mir die Spucke aus dem Mund geflossen und da sagt einer: „Schau an, der Jude hat noch den Mut und spuckt!“ Ich hatte doch gar nicht im Sinn, zu spucken. Und das war ein Grund, warum sie natürlich sehr heftig auf mich eingeschlagen haben. Sie haben mich auf den Kopf geschlagen, weil sie mich wahrscheinlich schwer verletzen wollten. Dann habe ich gemerkt... Durch den Blutverlust ist mir schwindlig geworden. Ich bin zusammengebrochen, bewusstlos, halb bewusstlos. Meine Frau war im Haus drin und der Bub hat geschrien, weil er doch wahnsinnig Ohrenschmerzen hatte. Sie hat schon gewusst, dass da draußen etwas los ist, aber sie ist nicht raus und gut, dass sie nicht raus ist, sonst hätten sie den Buben und die Frau auch noch verletzt. Und ich bin zusammengebrochen und kann mich im Halbdusel noch erinnern, wie einer gesagt hat: „Komm, geben wir ihm noch...“ – ich sage das genau nach meinem Erinnerungsvermögen – „Wir können ihm noch mit dem Stiefel einen Tritt in den Bauch geben!“ Da hat der eine gesagt: „Das musst du nicht mehr tun, der macht keinen Mucks mehr.“ Ich würde sagen, das ist ein Glück gewesen. Sie haben mich in Ruhe gelassen, bewusstlos am Boden und blutend, und sind weg. In der Meinung, mit dem kann man nichts mehr anfangen, den kann man nicht mitnehmen. Wenn ich noch irgendwie sehr vital gewesen wäre, oder sie hätten gemerkt, ich lebe noch, hätten sie mich mitgenommen. Und das Mitnehmen wäre im Endeffekt das KZ gewesen. Ob ich heute noch leben würde, ich weiß es nicht, aber ich bezweifle es. Dann sind sie weg und meine Frau ist dann raus mit dem Buben – den Buben auf dem Arm, der knapp eineinhalb Jahre alt war.

Welchen Entschluss haben Sie in dieser Nacht gefasst?

Ida Kreutner: Da habe ich zu meinen Eltern gesagt: „Wir gehen fort.“ Und dann habe ich gedacht, gut, ich packe, was ich kann, und bin mit dem Köfferchen, mit dem Nachthemd, mit dem Pyjama von meinem Mann und meinem Kind und mit zwanzig Franken im Köfferchen zum Bahnhof gegangen. Dann sind wir eingestiegen und gefahren bis... Ich weiß nicht mehr, wie das geheißen hat. Jedenfalls hat es dann geheißen: „Juden aussteigen!“ Dann bin ich ausgestiegen mit dem Kind – noch zwei oder drei Leute waren dort –

7 und bin zu einem Posten hin und hab gefragt: „Wo kann ich da eine Fahrkarte lösen?“ Da haben sie gesagt: „Hier nicht, dort.“ Und dann bin ich da hin gegangen, bin wieder hergekommen, und plötzlich hat mein Mann einen Ausweis gehabt von Mexiko. Dann bin ich mit dem Kind am Arm gefolgt. Da fragen sie: „Wo wollen Sie hin?“ Da sag ich: „Bitte, ich möchte in die Schweiz, aber ich bleibe nicht in der Schweiz, ich geh dann nach Mexiko weiter, damit sie mich nicht in der Schweiz behalten müssen.“ Und dann bin ich eben nach Diepoldsau gekommen. Dann bin ich an der Grenze gestanden und – das muss ich weinend erzählen – da bin ich an der Grenze gestanden und da hat mich eine Frau... Nein, da sind wir zuerst in das Restaurant hinein und haben dort übernachtet, im Restaurant mit dem Kind. Und am Morgen ist ein Mann herausgekommen und ich hab gefragt: „Wie kommt man da rüber, in die Schweiz?“ Da hat er gesagt: „Ich führe Sie. Kommen Sie am Morgen um 5 Uhr hierher, ich zeig Ihnen, wo Sie rübergehen können.“ So bin ich mit dem Mann rauf und dann bis zum Wasser. Als ich dort war, fängt plötzlich der Robert, das Kind, an zu schreien. Da ist der Mann weggelaufen und ich war schon auf dem halben Weg drüben. Und da ist eine Frau an der Grenze gestanden. Nein, war das beim ersten Mal? Ich war viele Male an der Grenze. Jedenfalls, an dieser Grenze ist die Frau Eigenmann gestanden und hat mich gesehen. Ich bin über den Rhein gekommen, mit dem nassen Mantel und dem Kind am Arm. Dann hat sie mich so angeschaut und ich hab Angst gehabt, mit irgendwem zu reden. Ich hab nicht gewusst, darf ich oder darf ich nicht, und dann hab ich gesehen, dass die Frau wieder verschwunden ist. Das zweite Mal bin ich an einem anderen Ort zur Grenze her. Ich bin bis zur Hälfte gelaufen, da sind sie mit Scheinwerfern gekommen und haben gesagt: „Zurück!“ Dann bin ich wieder zurück. Und dann bin ich ein drittes Mal hinüber und da hat mir einer gesagt: „Das Kind nehme ich mit rüber, aber Sie müssen zurückgehen.“ Da hab ich gesagt: „Nein, das Kind nehme ich wieder mit.“ Und bin wieder zurück. Beim fünften Mal dann hat mich Frau Eigenmann wieder gesehen. Da hat sie mich gesehen. Dann ist sie zu ihrem Mann gegangen und hat gesagt: „Du, da steht eine Frau an der Grenze, du musst die Frau durchlassen! Du musst die Frau durchlassen!“ Und dann kam ich. An der Grenze sind drei Grenzwächter gestanden. Und da war mein Bruder, mein Mann und ich. Und das Kind am Arm. Dann haben sie mir das Gewehr angesetzt und haben gefragt: „Wo möchten Sie hin?“ Da hab ich gesagt, weinend: „Bitte lassen Sie mich in die Schweiz rüber!“ Und dann ist eben der Herr Eigenmann... Da hat er gesagt: „Und wenn ich meine Stelle verliere, aber Sie lasse ich durch!“ Und dann bin ich rüber. Und da hat mich der Herr Eigenmann in seine Wohnung aufgenommen, hat mir neue Wäsche, Schuhe, Mantel und alles gegeben, und dann hab ich geschlafen und das Kind auch. Meinen Mann haben sie dann ins Arbeitslager genommen und ich bin ein paar Tage geblieben. Nachher haben sie mich nach St. Gallen geschickt, von St. Gallen nach Schönengrund, und dann... Furchtbares mitgemacht. Mit dem Kind. Ich hab nicht gewusst, was ich ihm zum Essen geben soll. Da hab ich Würfelzucker bei mir gehabt. Dann gab ich ihm immer nur einen Würfelzucker und er ist zufrieden gewesen. Er hat nie geweint. Nur beim Hinübergehen an der Grenze, da hat

8 er furchtbar geweint, weil er Ohrenschmerzen hatte. Ich weiß nur, die Frau Eigenmann war meine Retterin. Die hat das gemacht, sonst wäre ich heute nicht mehr am Leben. Ich habe sie gesehen. Sie ist gestanden mit einer Tasche und hat mich angeschaut und ich hab immer Angst gehabt und gefragt: „Wer ist das, die mich so anschaut?“ Ich hab immer ans Schlechte gedacht, ich hab nicht ans Gute gedacht. Aber die hat alles für mich gemacht. Und für sie, wenn ich könnte und wüsste, möchte ich auch alles tun. Ich habe oft Kontakt gehabt, als der Herr Eigenmann noch gelebt hat, und da ist er zu mir in die Wohnung. Da habe ich zur Untermiete gewohnt. Dann ist er zu mir gekommen in die Wohnung und hat gesagt: „Bin ich froh, dass Sie eine Wohnung haben!“ Sag ich: „Herr Eigenmann, ich wohne zur Untermiete. Das Kind schläft in der Mitte und auf jeder Seite, mein Mann da und ich da.“ Und so sind wir geblieben, eine Zeit lang. Dann ist einer von der Stadt gekommen und hat gesagt, wir müssen raus aus der Schweiz. Da haben die Leute, bei denen wir gewohnt haben, gesagt: „Diese Leute gehen nicht raus, die bleiben bei uns! Ich büрге für diese Leute.“ Und wir sind geblieben. Ich habe einfach immer ein bisschen Glück gehabt.

Wie hat sich Ihre Flucht konkret abgespielt?

Jakob Kreutner: Es war, wie meine Frau erzählt hat, mit dem Fluchtversuch über den Rhein. Ich will auch betonen, dass es eiskalt war. Solche Sachen bleiben in Erinnerung. Es hat geschneit, der Rhein hat Hochwasser gehabt und wir mussten über die Steine. Ich weiß nicht, waren das Schmuggelstege? Und da ist der Bub mit dem Führer – er hat den Buben genommen, weil der Bub geschrien hat – da ist er einmal ausgerutscht, und dann war der Zapfen ab. Er hat so geschrien, dass man es bestimmt – das ist jetzt ironisch gesagt – bis nach St. Gallen gehört haben muss. Und dann sagt er: „Ihr müsst da rauf!“ Da gibt es so einen Hügel, fast wie überall bei der Grenze, oder sagen wir: eine Böschung, und er sagt: „Geht ihr, das ist jetzt eure Sache.“ Und ist verschwunden. Ich betone, der Mann, der uns geführt hat, ist ein Österreicher gewesen. Ein Lustenauer... Nein, Hohenems, von Hohenems. Und er ist weg. Und dann sind wir rauf und da waren die Grenzwächter, die Schweizer Grenzwächter mit Pelerinen und das Gewehr im Anschlag. Die haben natürlich ihre Weisung gehabt. Und da haben sie meine Frau gefragt – sie hat es in der Aufregung nicht erwähnt – haben sie gefragt: „Wo wollen Sie hin?“ Da hat meine Frau gesagt: „Wenn Sie mich zurückschicken, dann erschießen Sie uns lieber da.“ Und da hat sich der Herr Eigenmann gemeldet. Wir haben damals nicht gewusst, dass er Eigenmann heißt. „Nein, und wenn ich die Stelle verliere. Ich bringe euch zur Polizei. Sie kann man so nicht zurückschicken.“ Und die Frau Eigenmann, die hat ihm den Auftrag gegeben. Sie hat gesagt: „Wenn ihr Leute seht mit einem Kind, das schreit, nehmt sie und bringt sie zu uns.“ Und das hat er gemacht. Und ich bestätige, meine Frau ist zur Frau Eigenmann in die Wohnung. Die haben in der Nähe gewohnt - Grenzwächter wohnen nämlich in der Nähe. Die haben sie aufgenommen, sie gewärmt, ihr Kleider gegeben und sie gepflegt. Dort ist sie dann vier, fünf Tage gewesen.

9 Jakob Spirig (1919-2004) lebte in Diepoldsau in unmittelbarer Nähe zur österreichischen Grenze und verhalf ab 1938 vielen jüdischen Flüchtlingen zum illegalen Grenzübertritt. Nach einer gescheiterten Fluchthilfeaktion im Jahr 1942 wurde er in der Schweiz zu drei Monaten Gefängnis verurteilt und erst nach seinem Tod 2004 rehabilitiert. Interview durch Markus Barnay, 2002.

Was hat sich hier an der Schweizer Grenze abgespielt?

Von hier aus haben wir die Juden in die Schweiz gebracht. Wir sind hier hinter dem Zollamt, beim österreichischen Zollamt, vorbei. Dann hier unter dem Damm nach vor bis zu diesem Bächlein, und vom Bächlein da runter, bis etwa 100 Meter weiter unten, wo das Bächlein in österreichisches Gewässer eingeflossen ist. Und von dort aus sind wir übers Bächlein drüber und dann in die Schweiz.

Zu welcher Tageszeit war das?

Das haben wir immer nachts gemacht, also abends, um 8 Uhr. So war es im Herbst, oder je nach Jahreszeit, aber immer im Dunkeln. Wir wussten genau, wann bei der Schweizer Grenzwacht die Ablösung war, sagen wir um 8 Uhr. Dann haben wir schon gehört, wie der Grenzwächter heraufmarschiert ist und der andere wieder hinunter, und in der Zwischenzeit sind wir durch.

Wie kamen Sie zu den Aufträgen?

Wir waren damals junge Burschen und hatten nicht viel Geld. Wir gingen immer am Sonntag zu Fuß oder unter der Woche, wenn wir keine Arbeit gehabt haben, in das Hotel Freschen oder Restaurant Freschen nach Hohenems, weil dort ein Becher Bier 15 Rappen gekostet hat. Da hat uns die Serviertochter gesagt, es wären noch Juden hier, die in die Schweiz möchten. Ob wir sie mitnehmen. Sie würden uns 4 oder 5 Mark bezahlen. Natürlich war uns das ein guter Verdienst. Dann haben wir alle mitgenommen und haben sie von Hohenems bis hier ans Zollamt geführt, hinter dem Zollamt durch, an die Grenze und dann hinauf.

Das heißt, die erste Fluchthilfe war eigentlich ein Zufall?

Ja, das war am Anfang mehr Zufall und nachher wurden wir angefragt von diesen Leuten: „Mein Kamerad kommt, meine Mutter kommt, mein Cousin kommt, ob wir nicht diese auch noch abholen wollen? Sie kommen dann und dann.“ Und wir sind dann wieder marschiert.

War die Grenze zu dieser Zeit schon ganz geschlossen?

Nein, da war die Grenze noch nicht geschlossen. Erst als der Krieg begonnen hat, wurde die Grenze ganz geschlossen. Vorher war die Grenze noch offen. Wir haben die Leute vielfach auch zum Zollamt geführt. Dann wurden sie untersucht vom Zöllner, wegen De-

10

visen oder sonstigen Sachen, die verboten waren zum Mitnehmen. Dann sind wir hinter dem Zollamt durch. Offiziell.

Das heißt, die Deutschen waren durchaus interessiert daran, dass man die Leute über die Grenze schmuggelte?

Ja, sie haben gar nichts dagegen gehabt. Nur keine Devisen oder verbotene Artikel wie Gold oder Silberringe oder irgendetwas. Dann sind sie wieder weg gewesen.

Man musste also nur an den Schweizern vorbeikommen?

Nur die Schweizer. In der Schweiz war es verboten. Dort wurden wir bestraft. Diese haben wir fürchten müssen, die Österreicher nicht. Also, wir haben die Österreicher oder die Deutschen schon gefürchtet. Wenn wir auf dem Weg erwischt wurden, dann hat uns die SS, oder was das für Leute waren, wieder zurückgeschickt auf den Gendarmerie-Posten zum Untersuchen. Da sind Stunden vergangen. Dann sind wir querfeldein, nicht auf der Straße, sondern auf dem Feld marschiert. Aber die Leute haben sie wieder laufen lassen. Es war ihnen nichts passiert. „Gehen Sie, wohin Sie wollen. Schlafen Sie, wo Sie wollen. Essen Sie, wo Sie wollen. Das ist uns egal.“

War diese Grenze eigentlich leicht zu überwinden?

Wir haben es manchmal sehr gemütlich genommen. Wir sind hier auf das Brett gesessen und haben die Schuhe ausgezogen und sind zu Fuß über das Bächlein. Und drüben haben wir die Füße wieder getrocknet und die Socken angezogen. Eine ältere Frau oder einen älteren Herrn haben wir auf den Rücken genommen und rübergetragen. Wenn dann alles in Ordnung war, sind wir marschiert. Wenn die Luft rein war. Wir haben es auch so gemacht, dass die Familie Hutter, die Familie von meinem Freund, telefoniert hat um 8 Uhr. Nach der 8 Uhr Glocke hat das Telefon hier geläutet. Dann musste der Zöllner von diesem Zollamt, von dieser kleinen Zollstation, hinüber in das große, und dann war hier niemand und wir waren durch. Der Zöllner hat das Telefon abgenommen und man hat gesagt: „Entschuldigen Sie, falsch verbunden.“ Dann musste er wieder zurückmarschieren und wir sind schon durch gewesen.

Haben Sie noch weiter geschmuggelt, als der Krieg schon begonnen hatte?

Nein, das war uns nicht mehr möglich. Das war dann nicht mehr möglich. 1942 hat ein Freund von mir – ein gewisser K., der jetzt schon zwei Jahre verstorben ist – und ich noch fünf Frauen von Wien, eine Frau Doktor Hammerschlag, deren Sohn in Zürich war und das organisiert hat, geholt und sie sind dabei erwischt worden. Es war natürlich durch den Stacheldraht und durch die Absperrungen sehr schwierig, aber wir jungen Burschen haben das riskiert. Dann hat man uns in der Schweiz erwischt und auch die Frauen. Wir sind dann vor ein Militärgericht gekommen und sind drei Monate eingesperrt worden in St. Jakob. Die

11

Frauen, eine, die Frau Doktor Hammerschlag, die hat Vorsorge getroffen und hatte Pillen dabei. Auf der Station bei der Gendarmerie hat sie Wasser verlangt und die Pille geschluckt und in einer halben Stunde war sie tot.

Das war wie ein Abenteuer für Sie?

Ja, das war ein Abenteuer. Ein unüberlegtes Abenteuer, das würde ich nie mehr machen. Es hat geheißen, es sind junge Damen. Da glaubten wir, es geht schon. Aber da war dieser Stacheldraht oder wie wir Schweizer ihn genannt haben: „Spanische Reiter“ – alles mit Stacheldraht verbunden. Wir haben die Frauen ins Landhaus bestellt, auf abends 10 Uhr. Dann sind wir hinübergewandert, auch schon mit Risiko. Wir haben die Leute gezogen bis an die Grenze. Das war alles gut gegangen bis zum Stacheldraht. Wir haben die Frauen hinüber gebracht, aber die letzte Frau, die war mit dem Rock hängen geblieben am Stacheldraht, und die musste sich dann noch lösen. Das hat irgendwie die Zollwache gehört und hat gerufen: „Halt, deutsche Zollwache!“ Sie sind vom Zollamt heruntergerannt mit Taschenlampen, und der Posten weiter unten hat geschossen und ist auch hergerannt. Dann mussten wir natürlich los. Da mussten wir die Frauen verlassen und uns in Sicherheit bringen. Aber wir wurden verhaftet von der Schweizer Polizei und vor ein Militärgericht gestellt. Die Frauen wurden ebenfalls gefasst und zurückgewiesen.

War der Gasthof Habsburg auch ein Ort, an dem Sie Leute abgeholt haben?

Die Leute haben wir hier nicht abgeholt, die Leute haben hier gewohnt. Die fünf Frauen, die aus Berlin kamen, haben hier gewohnt und mussten so schnell wie möglich von hier wieder weg, weil alle Abende Kontrolle gemacht wurde und dann die Leute in großer Gefahr waren. Darum sind sie eines Abends um 10 Uhr ins Landhaus geführt worden, wo wir sie dann abgeholt haben. Hier im Gasthof Habsburg haben sie nur etwa 2 oder 3 Tage gewohnt.

Hat man hier Leute unter einem falschen Namen untergebracht?

Ich weiß nicht, ob es unter falschem Namen war, aber wahrscheinlich schon. Sie haben jedenfalls Mühe gehabt, von Berlin bis hierher zu kommen. Es waren immer zu viele Kontrollen auf den Bahnen und überall.

Wussten Sie, dass Sie diesen Menschen das Leben retteten?

Ja, wir wussten schon, dass wir ihnen das Leben retten könnten, aber leider war es nicht gelungen. Wir taten das Möglichste. Wir haben ja auch für uns viel aufs Spiel gesetzt. Was uns passiert wäre, wenn uns die Deutschen erwischt hätten – das wäre, glaube ich, nicht so einfach gewesen.

Wer hat Sie für diese Schmuggeltätigkeit beauftragt?

12 Beauftragt haben uns Leute, die schon hier waren. Die haben uns beauftragt, ihre Verwandten und Bekannten abzuholen. Die fragten, ob wir gewillt wären, diese auch zu holen. Dann haben sie diese Leute in den „Hohen Freschen“ kommen lassen und von dort war dann Bericht gekommen: „Sie sind angekommen!“ Dann haben wir sie am nächsten Abend geholt.

War es auch eine Art Herausforderung?

Nein, eine Herausforderung war es nicht. Wir haben die Konsequenzen gar nicht gekannt. Wir haben nur unser Taschengeld vor Augen gehabt und gewusst, dass wir den Leuten helfen konnten. Dabei haben wir Freude gehabt. Und haben die Grenzwächter ein bisschen hinters Licht geführt.

Gab es auch Grenzwächter, die ein Auge zudrückten?

Ja, das hat es auf beiden Seiten gegeben. Wir haben in Österreich einen Grenzwächter gehabt, der uns sehr geholfen hat. Auch in der Schweiz hat es solche gegeben, die, wenn sie etwas gesehen haben, weggeschaut und es vertuscht haben.

Was glauben Sie, aus welchen Gründen setzten sich auch Zöllner für die Flüchtlinge ein?

Aus humanitären Gründen, weil sie gewusst haben, dass die Leute aus Wien vertrieben wurden und wir in der Schweiz genug zu essen hatten, so dass man diese Leute ruhig aufnehmen konnte. Man kann doch nicht Leute zurücksenden, die mit kleinen Kindern kommen, oder kranke Leute. Die haben sie einfach aus Erbarmen hier gelassen und weggeschaut.

13 *Ernst Kamm (1908-2000) war Kantonspolizist in St. Gallen. Ab 1936 arbeitete er bei der Grenzpolizei in Buchs. 1938 ernannte ihn Hauptmann Grüninger zum Leiter des Flüchtlingslagers Diepoldsau. Mit ihm gemeinsam unternahm Kamm auch etliche Kurierdienste für jüdische Flüchtlinge. Interview durch David Bernet, 2000.*

Wie kam es, dass Sie im Sommer 1938 zum Leiter des Flüchtlingslagers Diepoldsau ernannt wurden?

Mitte Juli 1938 holte mich Grüninger nach einem Nachtdienst aus dem Bett und sagte: „Sie, Kamm, Sie müssen nach Diepoldsau. Wir hatten in dieser Nacht 1200 Überläufer, jüdische Flüchtlinge. Sie müssen nach Diepoldsau. Sie müssen dieses Lager übernehmen. Ich gebe Ihnen vier Mann als Unterstützung mit.“ Ich musste sofort zusammenpacken und er brachte mich persönlich nach Diepoldsau. Er sagte: „Da ist eine leer stehende Fabrik der Familie Frey, eine alte Stickerei, die aufgrund der schlechten Zeiten geschlossen werden musste.“ Keine Aufträge mehr, der Krieg stand vor der Türe. Unser Lager in Diepoldsau war nur 500 Meter von der Grenze entfernt. Da sagte er: „Sie müssen das Lager aufbauen, Sie sind ja Techniker.“ Ich bekam immer schwierige Aufgaben. Wenn Besuch kam, hieß es immer: „Melden Sie sich bei Lagerleiter Kamm!“ Das war im Juli 1938.

Wie veränderte sich die Lage zwischen 1938 und 1940?

Wir konnten die Zahl der „Überläufer“, der Juden, reduzieren. Damals war die Schweiz noch rundherum frei. Nach dem Ausbruch des Krieges im September 1939 kam aber schon bald der Einmarsch der Nazis in Frankreich. Damit war diese Grenze für uns bereits geschlossen. Vorher hatten wir noch Möglichkeiten gehabt: Jene, die vom amerikanischen Konsulat in Zürich ein Affidavit (beglaubigte Bürgschaftserklärung) bekommen hatten, schoben wir in Basel schwarz ab. Jeder Abgeschobene war für uns eine Entlastung. Es störte uns nicht, wenn einer schwarz wegging. Und erst durch den Einmarsch der Deutschen in Österreich veränderte sich die ganze Situation. Ja, da waren wir auf einmal keine Freunde mehr. Und dann kam der Zeitpunkt im September 1939, an dem die Grenze geschlossen wurde. Da mussten die österreichischen Grenzbeamten nicht mehr nach Buchs und wir nicht mehr nach Feldkirch.

Gab es nicht schon im März 1938 die ersten jüdischen Flüchtlinge?

Nur vereinzelt. Oder noch viel früher. Die waren noch mit dem Zug gekommen, selbstständig. Das waren aber die „guten Juden“, die reichen Juden. Die hatten die finanziellen Möglichkeiten, das Land zu verlassen, wohingegen die anderen es sich aus existenziellen oder finanziellen Gründen nicht leisten konnten. Aber zwei Jahre zuvor waren Juden, reiche Juden, noch als normale Passagiere gekommen.

14

Warum wurde das Lager Diepoldsau im September 1939 aufgelöst?

Früher hatten wir in Basel noch ein Schlupfloch gehabt. Dort hinaus, schwarz, und es war für uns erledigt. Zuletzt war die Schweiz eine Insel. Deutschland ging nicht, Frankreich ging auch nicht. Italien war ebenfalls mit Deutschland verbunden. Wir waren also eine reine Insel. Und dann bekamen wir Probleme. Im September 1939, als der Krieg ausbrach, wurde das Lager Diepoldsau aus kriegstechnischen Gründen aufgelöst. Und da gab es natürlich Probleme. Wohin mit diesen Leuten?

Wie war die Situation im Lager Diepoldsau?

Unter den Emigranten, die kamen, gab es Leute aus allen Schichten. Von Armen bis zu Leuten mit guten Berufen: Juristen, Zahnärzte, Mediziner oder Filmschauspieler. Dann kam wieder ein Sattler, ein Automechaniker, bis hinunter zum Hilfsarbeiter, wie bei uns. Das Benehmen dieser Leute war sehr unterschiedlich. Es gab sehr hilfsbereite Leute. Es gab viele, die nur machten, was sie mussten. Höchstens ihr Lager in Ordnung zu bringen. Manche warteten nur auf die Ausreise. Ihr einziger Wille, ihr einziger Gedanke, war: „Wie komme ich aus diesem Lager weg? Wie komme ich aus der Schweiz hinaus?“

Wie kamen die Flüchtlinge über die Grenze?

Sie kamen gewöhnlich in der Nacht, über den Alten Rhein. Im Sommer gab es immer Zeiten, in denen der Rhein nur den halben Wasserstand hatte. Damals entstand gerade der Neue Rhein. Das wäre schlimmer gewesen. Den hätte man nur als guter Schwimmer oder unter Lebensgefahr überqueren können. Aber durch den Alten Rhein konnten Männer, Frauen und Kinder waten. Und dies geschah unmittelbar neben dem Zollposten in Diepoldsau. 50 Meter neben dem Posten war ein kleines Wäldchen. Alle kamen immer am selben Ort. Und zwar, passen Sie auf, war das sehr interessant. 1938 kamen ein Vater und ein Sohn, die uns verständigten und sagten: „Bitte, meine Frau kommt jetzt dann auch noch mit den Töchtern!“ Im September 1938 kam die Grenzsperr durch Dr. Rothmund in Bern. Der Bundesrat ließ die Grenze komplett schließen. Die Flüchtlinge waren illegal gekommen und da hieß es: „Wer da ist, ist da. Wer nach dem September kommen möchte, muss rücksichtslos abgewiesen werden.“ Und da ging für uns die schwere Zeit los, für Hauptmann Grüninger und für mich. Vorher hatte es immer geheißt: „Wir tolerieren den Aufenthalt. Wir schauen, dass wir sie noch hinausbringen.“ Der Mann und der Sohn waren da, und die Frau und die Töchter kamen nachträglich. Sehen Sie, der Unterschied, wie schwer das ist. Sie sollten Mann und Frau voneinander trennen. Das war der schwerste Schritt, den wir machen mussten. Das war das Schwerste, was ich als Aufsicht bei der Emigration erlebt hatte, als ich Familien hätte trennen sollen. Wenn ich solche Fälle hatte, sagte ich zu Grüninger: „Jetzt bin ich in einer Lage, die noch schlimmer ist als zuvor. Der Mann und die Söhne sind schon da und jetzt kommt die Frau mit den Töchtern. Jetzt sollte ich sie trennen. Was machen wir?“ Dann kam Grüninger zu mir und brachte eventuell noch Regierungsrat Keel mit. Sie hatten

15

Tränen in den Augen und sagten: „Wir müssen sehen, was wir tun können.“ Inzwischen kam auch die Flüchtlingshilfe und sagte: „Wir können sie doch nicht den Nazis ausliefern. Das würde bedeuten, sie dem Tod auszuliefern. Wo bringen wir diese Leute hin? Wenn ihr keinen Platz habt, müssen wir sie über die Grenze schicken, müssen wir die Familien trennen.“ Und das ist eine Entscheidung, die praktisch niemand treffen kann.

Hatten Sie Gewissenskonflikte?

Ja, ich war immer in einer sehr schwierigen Lage, weil ich für das Helfen war und es nicht hätte sein dürfen. Helfen gegen den Willen des Gesetzes – das ist ein schwerer Standpunkt. Auf alle Fälle muss man auch Frau und Töchter aufnehmen, wenn der Mann und der Sohn schon da sind. Das kann man sich eigentlich nicht vorstellen, so einen Entschluss – eine Familie zu trennen, die nichts Schlechtes getan hat. Die haben ja nichts Schlechtes gemacht. Sie wurden ja verfolgt. Sie sind ja vor dem Tod, vor dem Leben, das man ihnen nehmen wollte, geflüchtet.

Sie machten mit Hauptmann Grüninger auch Kurierdienste. In wessen Auftrag?

Für die Flüchtlingshilfe, von der Herr Grüninger einen Telefonanruf bekommen hatte. Er wollte auch wieder helfen und ich war der Mithelfer, aber ein gefährdeter Mithelfer. Alles, was ich hatte, trug ich bei mir über den Zoll in Hohenems. Ich atmete jedenfalls wieder auf, als ich auf der Schweizer Seite der Brücke angekommen war. Die Brücke ist ja geteilt, das heißt, hier ist Hohenems und hier ist Diepoldsau, und als ich den kritischen Punkt überwunden hatte, fühlte ich mich wieder wohler. Das war also kein Honiglecken, mit den Nazis solche Sachen zu machen. Die verstanden keinen Spaß.

Wie liefen solche Kurierdienste konkret ab?

Grüninger befahl mir, mit ihm nach Lindau zu fahren. Es gäbe dort wieder eine Flüchtlingsfamilie und er befahl mir, mitzukommen. Die warteten in einem Gasthaus in Lindau. Was geschah? Grüninger spielte den Chauffeur. Er gab mir den Befehl. Er war mein Vorgesetzter. Ich musste seinem Befehl gehorchen. Und was geschah? Die Flüchtlinge hatten manchmal noch Geld oder Schmuck oder Akten. Das trug alles ich bei mir, bis wir über der Grenze in Diepoldsau waren. Einmal hatte ich einen Diamanten unter der Zunge. Der Chauffeur war Herr Grüninger. Ich spielte mit meinem Leben, denn wenn sie mich kontrolliert hätten, dann hätte ich es nicht mehr lange gemacht. Das war das schwerste Ding, das ich mitgemacht habe in dieser Funktion. Ich hatte wichtige Dokumente oder zum Beispiel eine goldene Uhr hinten im After. Wenn die Nazis mich kontrolliert hätten, hätten sie nicht lange „gefackelt“. Da machte ich eine Gesetzesübertretung, wollte sie betrügen, hintergehen. Das war also das schwerste Ding, das ich mitmachte, während dieser Arbeit.

Was geschah dann mit Hauptmann Grüninger?

- 16 Er wurde von einem Tag auf den anderen, von einer Stunde auf die andere, entlassen. Er hörte am Abend auf und am Morgen wollte er ins Büro. Und da fing ihn ein Aspirant, der später Polizeirekrut wurde, im Auftrag des Polizeidepartements ab und sagte: „Sie dürfen nicht mehr in Ihr Büro.“ Und dann fingen die Untersuchungen an. Ich selbst kam schon bald von dort weg, weil ich den Heeressport übernahm. Und dann habe ich den Kontakt verloren. Nach 20 Jahren schrieb mir Grüninger einen Brief mit einem frankierten Kuvert. Er hätte keine Unterlagen, gegen ihn liefen Untersuchungen und man wolle ihn bestrafen für alles, was er gemacht hatte. Und da fuhr ich zu ihm nach Au. Er wohnte in Au, im Rheintal. Schließlich schrieb er noch einen Brief, einen Abschiedsbrief, mit seiner und meiner Unterschrift, in dem er genau festhielt: „Was ich gemacht habe, würde ich wieder tun!“ Er sagte also, er würde wieder tun, was er gemacht hatte. Auch die Fehler, das Gesetz, das er nicht übertreten hätte dürfen. Danach hatte ich keinen Kontakt mehr. 1972 ist er dann gestorben. Ich war bei der Beerdigung und habe noch die Todesanzeige und alles.

- 17 *Jenny Bollag wurde 1897 als Tochter der Wirtsleute Nanette und Josef Landauer (Gasthaus „Zur frohen Aussicht“) in Hohenems geboren. Sie zog 1937 von Hohenems nach Heerbrugg und später nach Widnau in der Schweiz, wo sie 1990 verstorben ist. Interview durch Kurt Greussing, 1990.*

Das jüdische Leben in Hohenems vor 1938

Ich war ein wildes Kind, und wir waren ja nicht viele. Wir haben eine eigene Schule gehabt. Da waren wir vielleicht 15 Kinder, Protestanten und jüdische Kinder. Die sind zusammen in die Schule gegangen. Und unser Lehrer hat Federmann geheißen. Das Zusammenleben war gut. Und man hat auch in der Gemeinde, sagen wir, nichts gespürt von Antisemitismus.

Die Juden in Hohenems haben viel Gutes getan und das hat man, glaube ich, nicht vergessen. Der Zusammenhalt innerhalb der jüdischen Gemeinde? Ja, was soll ich Ihnen erzählen? Die waren mehr für sich. Das waren alte Familien, die waren mehr für sich. Es gab kein sehr starkes Gemeindeleben mehr, aber jeden Freitag war noch Gottesdienst. Freitagabend. Und dann hat der Herr Weil vorgebetet. Da waren vielleicht zwischen 12 und 20 Personen beim Gottesdienst, Männer und Frauen zusammen. Das religiöse Leben in Hohenems war sehr frei. Das war eine freie Gemeinde. Keine fromme. Harry Weil war Vorbeter. Und die Gemeinde war ja klein, nicht wahr. Aber man ist jeden Freitagabend zusammengekommen und hat dann auf Hebräisch gebetet, obwohl man es nicht verstanden hat. Aber man hat ein Buch gehabt, wo die Erklärungen drin waren. Die Gemeinde war klein und war geachtet. Es hat nicht viele arme Leute gegeben, man hat Gutes getan.

Auch nach 1945 hatte ich noch Kontakte nach Hohenems. Von früheren Bekannten hab ich noch Nachrichten bekommen. Die haben sich aber eigentlich nicht zu den Ereignissen nach 1938 geäußert. Sie haben so getan, als ob nichts gewesen wäre. Man hat es einfach als Tatsache angesehen.

Hildegard Schinnerl wurde 1933 in Hohenems geboren. Ihr Vater Michael Frei – ein Schweizer, der sich in Hohenems niedergelassen hatte – und ihre Mutter Amalie hatten damals einen Gemüseacker an der Grenze. Sie beherbergten regelmäßig Flüchtlinge, denen sie über die Grenze halfen. Interview durch Helmut Schlatter, 1999.

Jüdische Fluchtvorbereitungen

Da unten, unten beim Schweizer Haus unten, noch weiter unten, war so ein großer Baum im Acker meiner Onkel. Und da war eine große Dose eingegraben, in die hat man die Nachricht hinein getan. Die Nachricht ... Mit Gräsern hat man sie unter dem Baum zugeeckt. Und ein bis zwei Mal bin ich dann mit der Mama mit dem Fahrrad hinuntergefahren, um zu schauen, ob es eine Nachricht gab und wer kommt. Das waren dann eben die, die schon drüben im Lager waren, die hatten immer noch Angehörige, in Wien und überall. Und die wollten sie auch noch herbringen. Und das ist nur gegangen, weil mein Vater in Österreich an der Grenze war. Deshalb haben sie immer die Adressen dort hinein getan, um zu übermitteln, dass jetzt wieder jemand kommt. Und so ist es halt fünf, sechs Mal passiert.

Die sind dann von Wien gekommen. Ich musste als Kind, mit sechs, sieben Jahren, nach unten fahren, um zu schauen, was in der Dose drinnen ist, ob eine Nachricht, dass wieder jemand kommt, drinnen ist.

Und wie sie in der Nacht gekommen sind, um zu klopfen... Wir hatten im Haus nur einen Schlüssel, das war der Haustürschlüssel, und da hat man auch nie abgeschlossen. Früher hat man in einem Bauernhaus nie abgeschlossen, man hat einfach immer offen gehabt, Tag und Nacht. Und wenn wir dann die Juden versteckt hatten, immer einzeln... Sie sind oft krank gekommen, total „zerschunden“ und vor lauter Angst. Zwei Monate schon, drei Monate schon waren sie auf dem Weg von Wien her, immer nur in der Nacht gegangen, so stückweise. Wenn sie dann gekommen sind, um zu klopfen, dann hat Mama oft aufstehen müssen. Das Beste war noch – ringsum haben ja Anhänger von Hitler gewohnt, man hat es keinem Menschen sagen dürfen – das Beste war, dass immer der Vater sie neben sich in Mutters Bett schlafen ließ, auch wenn sie krank geworden sind.

Paul Pivnik wurde 1910 in Wien geboren. 1938 floh er über Hohenems in die Schweiz und wurde im Flüchtlingslager Diepoldsau bzw. im Lager Felsberg interniert. Nach 1945 ließ er sich in Zürich nieder. Interview durch Hanno Loewy und Sarah Schlatter, 2006.

Flucht in die Schweiz

Nach dem Einmarsch Hitlers in Wien, also in Österreich... Ich habe den Einmarsch in Wien erlebt und die Fahrt Hitlers zur Hofburg, zur Mariahilfer-Straße, und den Fanatismus der Bevölkerung. Das war abnormal – eine Begeisterung, die haben jedes Denken ausgeschaltet, jedes Denken. Und so hat sich nach den Parolen Hitlers gegen das Judentum ein Hass entwickelt, wo vorher dicke Freundschaft war. Ich möchte einen Fall dazu erzählen: Ich hatte einen Freund, Karl Fierler war das, mit dem hab ich am Abend noch Karten gespielt. Am nächsten Tag, nach dem Einmarsch Hitlers, ist er vor meinem Haus gestanden in der SA-Uniform. Ja, genau so war Wien. Und da hat man gesagt: Wien, das goldige Wiener Herz. Sie haben alle jüdischen Wohnungen ausgeraubt. Mir hat man es nicht angesehen, dass ich Jude bin. Man hat immer geschaut, wie schaut der aus, bei mir hat man gesagt... Und ich hab gesehen, wie die Juden in Wien den Gehsteig mit einer Bürste waschen mussten. Und einer war dort, mit einem Bart, dem hat ein SS-Mann den Bart angezündet. Das war Wien. Dass es unmöglich war, in Wien zu bleiben, war für mich eine fixe Sache, und ich hab den schnellsten Weg gesucht, um wegzukommen. Der Weg ging über Vorarlberg.

So bin ich in Hohenems ausgestiegen und hab mich umgesehen, einen ganzen Tag. Dann hab ich ein Quartier gesucht, aber alles war besetzt. So haben wir im Wald übernachtet, und dann hab ich gehört, dass sich in Hohenems, beim Bahnrestaurant, Juden getroffen haben, die in die Schweiz wollten. Ich hab mir alle angehört, die nicht durchgekommen sind.

Jom Kippur im Schweizer Lager

Ich will Ihnen da nur sagen, wir haben Jom Kippur (Versöhnungstag) unter uns gehalten. Nur Jom Kippur. Mazzes (bzw. Mazzot; ungesäuertes Brot für das Pessach-Fest) oder so hat es nicht gegeben, denn die jüdische Gemeinde hat sich überhaupt nicht darum gekümmert.

Wir haben gefastet im Lager. Für mich hatte es die Bedeutung, zu zeigen, ich bin noch ein gläubiger Jude. Ich habe an alle gedacht, die diesen Tag nicht mehr erlebt haben, denn auch meine Eltern wurden deportiert. Also, ich kenne das alles. Die Familien waren auseinandergerissen, man hat niemanden gehabt, man war mit der jüdischen Masse des Lagers verbunden und jeder hat gewusst, es ist Jom Kippur, man hat gefastet, und mehr... Es waren nicht mal Gebetsbücher da. Man hat nicht viel mitgenommen. Man hat mitgenommen: ein Hemd, eine Garnitur und fertig, nichts weiter. Und mehr wie zehn Mark hat man ja nie besessen.

Heinz Müller wurde 1933 in Wien geboren. 1938 floh er über Hohenems in die Schweiz und wurde im Flüchtlingslager Diepoldsau untergebracht. Heute lebt er in Basel. Interview durch Hanno Loewy, 2006.

Flucht in die Schweiz

Meine Mutter hat mir ja nur Folgendes gesagt: „Wir gehen jetzt dort über die Grenze, und wenn du dort hinkommst, dann musst du weinen. Du musst sagen, es ist dir kalt und du willst den Papa sehen und so weiter und so weiter. Einfach irgendetwas machen, dann besteht eventuell die Möglichkeit, dass sie uns durchlassen.“ Weil zur damaligen Zeit hat man die Juden ja eigentlich noch aus Österreich oder aus dem deutschen Reich hinausfahren lassen. Man war ja froh über jeden, der hinausgegangen ist.

So haben wir das dann gemacht. Es war wirklich bitter kalt. In diesem Dezember hat es sehr viel Schnee gehabt, und als mein Vater damals illegal in die Schweiz eingereist ist, ist er bei der Überquerung des Alten Rheins eingebrochen und hat sich dort den Fuß verstaucht. Zufälligerweise ist er an das Haus des Landjägers gekommen, also vom Polizisten, der dort für das Gebiet zuständig war. Und so konnten wir dann mit Ach und Krach... Dadurch, dass wir auch praktisch nichts in der Hand gehabt haben...

Ich weiß nicht, was für Ausweise wir gehabt haben. Man hat wahrscheinlich schon irgendetwas gehabt, ein Papier, aber wir haben keine Pässe gehabt. Wie wir über die Schweizer Grenze gekommen sind, weiß ich eigentlich auch nicht mehr genau. Ich kann mich nur erinnern, dass es sehr neblig war, und dass wir eigentlich nicht gesehen haben, wie mein Vater gekommen ist, sondern nur gehört haben, wie er gepfeifen und gerufen hat. Und dann sind wir hingekommen. Es kann natürlich sein, dass es nach Absprache mit dem Landjäger für uns etwas leichter gewesen ist, weil an der Grenze praktisch niemand war. Wir waren damals mehr oder weniger allein beim Zollhaus, das heißt, wir wurden in das Zollhaus hineingenommen, und dort hat man uns ausgefragt, und dann hat man gesagt: Verschwindet! Das war eigentlich unser Glück, weil von Hohenems aus viele Leute, die im Lager waren, wieder zurückgestellt und dann meistens über Hohenems wieder ausgewiesen worden sind.

Pessach im Schweizer Lager

Vor Pessach (Fest zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten) war im Jahr 1939 in Diepoldsau die große Frage: Wie werden wir uns zu Pessach verpflegen? Bis dahin war die ganze Belegschaft vom Lager Diepoldsau aufgeteilt auf verschiedene Restaurants im Dorf. Da ist man dann jeweils zu den Mahlzeiten aufgebrochen, und zwar in Kolonnen. Weil es war ja so, dass man absolut keine Arbeit verrichten durfte. Das heißt, es hat dort junge Burschen gegeben, die versucht haben, bei einem Bauern irgendwelche Handarbeiten zu machen, irgendetwas zu tun. Aber das ist ganz schlecht aufgenommen worden. Alle, die man erwischt hat, konnten aus der Schweiz ausgewiesen werden. Auf der anderen Seite war die Bevölkerung eigentlich sehr erbost, dass da junge Menschen waren, die „auf der faulen Haut gelegen sind“ und nicht geholfen haben.

Da hat mein Vater gesagt: „Hört mich an, ich bin Koch. Wir können etwas unternehmen. Wenn uns erlaubt wird, Pessach zu feiern, und man uns irgendwie eine Küche machen wird, dann bin ich bereit, für Pessach zu kochen.“ In der Flüchtlingshilfe in St. Gallen hat man dann grünes Licht bekommen und dann hat man eben mal für Pessach gesagt, okay, man wird dort eine Küche aufmachen. Und dann ist es lustigerweise so gekommen, dass aus der anfänglich kleinen Gruppe, die Pessach halten wollte, dann plötzlich das ganze Lager geworden ist, und so ist das ganze Lager dann während diesem Pessach, rituell, wie man so schön sagt, rituell verpflegt worden.

Als sich das Pessach-Fest dann zu Ende geneigt hat, hat man plötzlich gefragt: Wofür müssen wir in die Restaurants und so weiter gehen, wir haben doch jetzt eine Küche. Und wozu sollen wir in den Restaurants „trefa“ (unkoscher) essen, wir können „koscher“ essen, wie es in einem jüdischen Lager sein soll. Und so hat sich dann die ganze Sache nach einigem Hin und Her so eingespielt, dass die Küche in Diepoldsau geblieben ist, und dass mein Vater dort weiter als Koch gearbeitet hat.

Wir haben, wie soll ich sagen... Es hat sehr viele Leute gegeben, die traditionelle Juden waren. Auch wenn man nur „Gelegenheitsjude“ war, hat man doch gewisse sentimentale Gefühle gehabt, und die damalige Zeit, die darf man nicht mehr mit heute vergleichen. Heute ist, glaube ich, die Assimilation oder das „sich Entfernen vom Judentum“ viel größer als zur damaligen Zeit. Weil in der damaligen Zeit eigentlich jeder, der aus einer traditionellen Familie gekommen ist, (Hebräisch) lesen konnte und wusste, was eine „Bracha“ (Segensspruch) ist. Das hat man gewusst... Sogar die Leute, die, sagen wir, säkular waren, haben von zuhause etwas mitbekommen.

Fluchttrauma

22 Ich bin zu meinen Eltern gerannt und hab gesagt, wir müssen sofort zusammenpacken und davonlaufen, weil ich etwas kaputt gemacht habe. Weil ich etwas kaputt gemacht habe, kann es sein, dass man uns verhaftet und uns rauswerfen wird.

Das sind Sachen, die sehr tief in den Kindern drin gewesen sind, und das hat sicher bei dem einen oder anderen ein gewisses Trauma verursacht. Auch die Kinder, nicht nur die Erwachsenen, auch die Kinder sind unter einem gewissen Druck gestanden und haben das quasi miterlebt. Das ist jetzt das Eigenartige, dass ich, wenn man mich dann später gefragt hat, zwar auf dem Papier ein Schweizer bin, aber nicht das Gefühl hätte, dass ich da wirklich dazugehöre, oder dass ich ein Teil davon wäre. Ich hab so viele Sachen erlebt, die es mir schwer machen, mich quasi, wie man so schön sagt, zu identifizieren.

Obwohl jetzt doch schon wieder weitere 65 Jahre vergangen sind. Aber das sind Sachen, die sind tief eingegraben. Das sind Sachen, die vergisst man nicht: Wie man gedrängt worden ist, wie es mit der Auswanderung stehe. Man musste alle drei Monate vorweisen, was man für die Auswanderung und so weiter getan hat. Also die Schweizer haben es uns absolut nicht leicht gemacht, hier zu sein. Und jetzt bin ich ein Teil davon, von der Schweiz, aber ich bin mein eigener Teil.

23 *Isabella Aberer wurde 1920 geboren. In den frühen 1940er Jahren arbeitete sie im Gasthaus „Habsburg“ (damals „Edelweiss“) der Familie Mathis, einem Treffpunkt der Flüchtlinge, die in die Schweiz wollten. Interview durch Helmut Schlatter, 1999.*

Die Flucht von Gertrud Kantorowicz

Mich hat eines Abends die Chefin gefragt und gesagt: „Isabella, du könntest heute 20 Mark verdienen.“ Und dann hab ich gefragt: „Womit und warum?“ Sagt sie: „Ja, du könntest eine Frau zum Landhaus hinausbegleiten.“ Da hab ich gesagt: „Das mach ich auch ohne 20 Mark, das ist mir egal.“ „Nein, nein, das ist alles geregelt und du gehst jetzt mit dieser Frau da hinaus.“ Das war in der Nacht um ungefähr zehn Uhr. Es war eine sternenklare Nacht und als wir bei der Klärfabrik draußen beim Sachs angekommen sind, sagt die Frau: „Mein Gott, hoffentlich helfen uns diese Nacht die Sterne!“ Und da hab ich gefragt: „Ja, was haben Sie eigentlich vor?“ Ich hab nicht gewusst, was die Frau vorhatte. Und sie: „Wir möchten diese Nacht in die Schweiz.“ Da hab ich gefragt: „Ja, wie geht das?“ Und dann hat sie gesagt: „Wenn wir den Namen `Ewald` hören, dann müssen wir losmarschieren vom Landhaus.“ Ich kam dann bis zum Landhaus mit und hinter diesem ist so ein Gebüsch gewesen, beim Zaun. Da waren die anderen vier Frauen und haben auf diese Frau gewartet, weil sie, mit der ich dorthin gegangen bin, gehbehindert war und nicht gut laufen konnte. Und dann, als ich heimgekommen bin, sag ich zu Frau Mathis: „Wenn das gut geht, dann frag ich mich, wofür wir Fremdsoldaten haben. Das kann nicht gut gehen.“ „Doch, doch, Isabella, mach dir keine Gedanken, das geht. Keine Gedanken, das ist alles geregelt.“ Dann hab ich gesagt: „Ja dann ist es gut.“

Am Morgen ruft die Bedienung, die Sophie, herauf: „Du, Isabella, komm mal herunter!“ Ich hab gefragt: „Warum? Was ist?“ „Es ist jemand da, der mit dir reden will.“ Dann bin ich hinunter gegangen. Da ist damals der Herr Margreiter, der Gemeindepolizist oder Grenz... ja, Gemeindepolizist, gewesen, da ist der Margreiter mit dem großen Hund und einem Koffer unten gestanden. Und da fragt er: „Erkennen Sie diesen Koffer?“ Da hab ich gesagt: „Nein, es tut mir Leid, den Koffer hab ich noch nie gesehen.“ Und da frag ich: „Warum, was ist da los?“ Und da sagt er: „Diese Nacht wollten fünf Frauen über den Rhein, aber die hat man Gott sei Dank erwischt. Und eine hat gleich eine Zyankalikapfel genommen. Die ist weg.“ Es war aber nicht der Koffer, den ich getragen habe. Wenn es dieser Koffer gewesen wäre, hätte mich der Hund gehabt. Der hätte es gerochen.

24

Saul Hutterer wurde 1920 in Oswiecim (Auschwitz) geboren. 1945 wurde er bei Mauthausen befreit und gelangte nach Bregenz. Einige Jahre stand er in Hohenems dem Komitee der DPs (Displaced Persons) vor und versuchte, deren Interessen gegenüber den Behörden und der Bevölkerung zu vertreten. Anfang der 1950er Jahre übersiedelte er nach Antwerpen, wo er 2007 verstarb. Interview durch Hanno Loewy, 2006.

Befreiung und Suche nach einem Zuhause

Wir sind befreit worden in Linz (aus dem KZ Mauthausen). Ich muss es Ihnen im Detail erzählen. Ich habe 37 Kilogramm gewogen. Andere haben noch weniger gewogen. Wir sind herausgekommen. Wir waren eine Gruppe von zehn Menschen. Ich habe meine Kollegen gehalten und wir sind darauf losgegangen.

Wir sind durch ein Bauerndorf gegangen. Da war ein Bauernhof mit Kühen und Pferden. Wir mussten uns zuerst einmal anziehen. Wir sind zu einem Haus gekommen, da war kein Mensch, kein Mensch. Gut, also, ich habe sehr aufgepasst, habe gesagt: „Leute, nicht essen!“ Das Unglück geschah nach dem Krieg, als die Amerikaner uns die Dosen nachgeschmissen haben und wir wie kleine Kinder essen mussten: ein bisschen Milch, ein Stückchen Brot. Stellen Sie sich vor, nach Jahren, in denen man nicht gegessen, nicht geschlafen hat.

Wir waren verlaust. Als Erstes haben wir uns gewaschen und jeder von uns hat sich angezogen. Dann hat einer von uns an einer Tür geklopft und die Tür aufgemacht. Was soll ich Ihnen sagen? Ein Magazin voll mit Essen: mit Brot, mit Schinken. Ich habe gesagt: „Kinder, stopp. Wir dürfen keinen Schinken, kein Fleisch essen, gar nichts!“ Ein Kerl, er hat vielleicht 28 Kilogramm gewogen, hat gefressen – und hat Bauchtyphus bekommen. Der Einzige von uns. An Bauchtyphus sind hunderttausende Flüchtlinge gestorben.

Wie ich nach Hohenems gekommen bin? In Linz waren wir Tausende, die eigentlich nach Israel wollten, illegal, mit den Schiffen. Alle paar Monate hat man zweitausend Leute gesammelt. Dann sind wir in den Zug gestiegen, alle ohne Mutter und Vater. Zweitausend Leute, und man hat uns nach Italien geführt, bis Modena. Man hat uns dort in einer Synagoge einquartiert. Ich habe gesehen, dass die Hitze in Italien kein Ende nimmt. Man konnte damals nicht auf die Straße gehen, die hat geglüht. Wie würde es dann in Israel werden? Dann bin ich mit meiner Gruppe zurück nach Innsbruck gefahren, zwei Wochen vor dem jüdischen Neujahrsfest.

25

Ich habe gedacht, wir fahren in die Schweiz und sind so, eine ganze Gruppe, nach Bregenz gekommen. Wir haben einen Rabbiner getroffen, den Herrn Monheit. Er hat sich vorgestellt: „Ich bin französischer Rabbiner.“ Und er hat die ganze Gruppe im „Hotel Post“ einquartiert, zwei Tage vor Neujahr.

Irgendwann ist der Herr Monheit gekommen und hat gemeint: „Hier in Bregenz ist es für euch nicht interessant. Ich habe erfahren, dass es eine alte jüdische Stadt gibt, Hohenems. Die Alliierten haben sie besetzt. Lasst uns dahin gehen, und wir machen eine schöne Bleibe daraus.“ Er hat die alten Häuser, wie das „Elkan-Haus“ und das „Hotel Einfirst“, freigegeben und hat uns mit Zustimmung der französischen Regierung dort einquartiert. Und so haben wir in Hohenems angefangen.

Anmerkung: Diese neue jüdische Gemeinde, bestehend aus DPs (Displaced Persons; jüdische KZ-Überlebende), existierte in Hohenems zwischen 1945 und 1954.

Das jüdische Leben in Hohenems nach 1945

Bei jeder Hochzeit hat man mitgelebt und mitgewirkt. Wir waren doch alle Waisen, wir waren alle alleine. Und dann gab es kleine Kinder, Beschneidungen. Es gab nur eine Gruppe. Zwar war der eine von uns aus Ungarn, der eine aus Rumänien, der andere aus Russisch-Polen, aber trotzdem hat man sich zusammengelebt. Man hat sehr schön gelebt. Man hat die Feiertage nicht vergessen. Man hat sich an die Feiertage zuhause erinnert. Ich habe ein Talent fürs Schreiben. Es war so: Diejenigen, die zuerst geheiratet haben, haben bei den folgenden Hochzeiten geholfen. Ich war einer der Ersten.

So hat sich eine sehr schöne Gruppe ergeben. In der Rabbinerschule hat man gelernt und viel zusammen gebetet. Obwohl der eine von da und der andere von dort zugewandert war, ist man zusammengewachsen. So war es und ist es bis zum heutigen Tag. Wenn aus einer ehemaligen Hohenemser Familie jemand heiratet, schickt man eine Hochzeitskarte. Man lebt noch heute zusammen.

Eugen Stern wurde 1921 in Oradea in Rumänien geboren und überlebte die KZ- und Vernichtungslager Auschwitz, Stutthof, Buchenwald, Ohrdruf und Dachau. 1946 wurde er in Bregenz als DP (Displaced Person) untergebracht. 1951 heiratete er Irene Schwarcz in Bregenz und übersiedelte ein Jahr darauf mit ihr nach Israel. Heute leben sie in Antwerpen. Interview durch Hanno Loewy, 2006.

Irene Stern, geborene Schwarcz, wurde 1931 in Tokaj in Ungarn geboren. Sie überlebte das Vernichtungslager Auschwitz und kehrte nach der Befreiung nach Budapest zurück. 1948 emigrierte sie aus Ungarn nach Österreich und wurde in einem Camp für DPs (Displaced Persons) untergebracht. 1951 heiratete sie Eugen Stern in Bregenz und übersiedelte ein Jahr darauf mit ihm nach Israel. Heute leben sie in Antwerpen. Interview durch Hanno Loewy, 2006.

Hochzeit

Wie bei allen orthodoxen Juden kam unsere Hochzeit durch einen Vermittler, Schadchen genannt, zustande. Es dauerte einige Monate. Wir waren erst verlobt und dann kam es zur Heirat.

Ja, wir hatten gemeinsame Bekannte und die haben uns vorgeschlagen. Wir haben uns in Salzburg das erste Mal getroffen und kurze Zeit nachher haben wir uns verlobt. 1951, am 1. April, haben wir geheiratet. Die Hochzeit war nicht... Es war ärmlicher natürlich als heute, aber es war alles, was nötig war, perfekt organisiert: Die Chuppa (Hochzeitsbaldachin) und das Hochzeitsmahl, und natürlich waren alle Gäste von Hohenems und Bregenz versammelt. Es war keine große... Es waren keine tausend Menschen, aber alle Menschen, die in Bregenz und Hohenems wohnten, sind gekommen. Das war ein gesellschaftliches Ereignis.

Ich war jung, ich war jung verheiratet, es war schön. Und später, als die Juden schon teilweise ausgewandert sind – in Bregenz waren wenige Juden – da haben wir Schabbes (Schabbat; Samstag) immer in Hohenems verbracht. Also, es war schön. Schabbes in Hohenems war heimisch. Wir waren sehr gebunden an die ungarische Sprache und an die ungarische Umgebung, und dort waren auch viele aus Ungarn und ich hab mich zuhause gefühlt.

Man hat in die Schweiz Verbindungen gehabt. Wissen Sie, dass „Meinl“, die große Firma, durch uns Kaffee gekauft hat? Das war so: Wir haben es als „Liebesgabe“ mitbringen können. In der Schweiz hat man es gekauft, dann hat man es an die Firma „Meinl“ verkauft. Man hat doch kein Geld gehabt, gleich nach dem Krieg.

Die neue Tora nach dem Krieg

Wir haben die ersten drei Jahre keine Tora (Hl. Schriftrolle) gehabt. Meine Tante, die Schwester von meinem Vater, wohnte in Zürich. Ich wollte sie kennen lernen. So bin ich nach Zürich. Ich habe ein bisschen über die Zeit im KZ erzählt, dann sagte die Tante:

„Er erzählt Geschichten.“ Sie hat mir nicht geglaubt. Die Schweizer haben das alles nicht geglaubt. Es war unglaublich, was wir mitgemacht hatten die ganzen Jahre.

Dort war ein großer Rabbiner von Budapest, einer der größten. Ich habe mir gedacht, ich gehe zu ihm. Da kam zugleich einer aus Ungarn mit einem Paket und sagte dem Rabbiner: „Ich habe eine Tora zum Verkaufen gebracht.“ Ich sagte: „Ich möchte sie kaufen. Wir haben keine Tora.“ Er zeigte mir die Tora und bei uns ist es so: Wenn man die Tora schreibt, dann lässt man die letzte Seite leer, denn jeder schreibt einen Buchstaben von den Gebeten hinein. Und das war eigentlich eine komplett neue Tora. So habe ich eine Tora nach Hohenems gebracht.

Das war aber nur das Pergament allein. Man ist zu einem Tischler gegangen und hat die zwei Stäbe machen lassen. Die Frauen haben einen Toramantel gestickt. Und einmal, Samstagabend, haben wir eine große Zeremonie gefeiert mit einer Chuppa, einem Baldachin. Was soll ich Ihnen sagen? Nach drei Jahren hatte man eine neue Tora. Wir haben getanzt und geweint. Wir sind bei Nacht mit der Tora in die Synagoge. Die Engel haben mitgetanzt mit uns. Da haben Sie keine Ahnung davon. So ein Fest zu erleben, nach sechs Jahren KZ und noch drei Jahre dazu. 25 Jahre hat man aus dieser Tora gelesen.

Die Schmuggelaffäre 1951

Damals hat man die Leute geschnappt. Man hat solange vom „Joint“ (American Jewish Joint Distribution Committee; amerikanische Hilfsorganisation) gelebt, solange es ging. Irgendwann haben die gar nichts mehr geschickt. Man musste alleine suchen und manche haben geschmuggelt. Die haben nur die Hundert-Dollarnoten geschmuggelt und Fünziger, das waren Devisen. Wenn man 1000 Dollar hinübergenommen hat, konnte man 100 Dollar behalten. Das war viel. Für Hundert Dollar konnten sie einen ganzen Monat leben.

Die Grenze war fast offen, nicht in St. Margrethen bei Bregenz, aber hier bei Hohenems, in dieser kleinen Stadt. Die Menschen waren sehr gut zu uns ehemaligen KZ-Häftlingen. Wir haben einen Passierschein bekommen für einen Tag, für zwei Tage, zwei Mal im Monat. Wir sind über die kleine Grenze gefahren. Man hat 1000, 2000 Dollar nach München geführt. Man musste auch Kleider zum Anziehen kaufen, man bekam ja hier gar nichts.

28

Es hat sich in München herumgesprochen, dass es uns in Hohenems gab. Mich hat man auch gefragt, aber ich machte es für andere nicht. Aber man ist ja nackt aus dem KZ gekommen. Wissen Sie, ich musste für meine Braut – sie hat kein Hemd gehabt – in St. Gallen einkaufen. Man konnte gar kein Kleid... Man wollte uns alte Sachen geben, Almosen.

Man wollte leben nach diesen Jahren. Die ersten drei Jahre waren schrecklich. Es gab kaum Brot, Mehl. Die Karten waren nichts wert. Ein bisschen Milch und ein bisschen Brot bekam man vom Bauern.

29

Erwin Nachbauer wurde 1925 in Hohenems geboren und ergriff den Lehrerberuf. Als Lehrer gab er auch manchen DPs (Displaced Persons) Unterricht und war bis 1985 als Hauptschuldirektor in Hohenems tätig. Noch heute lebt er in Hohenems. Interview durch Kurt Greussing 1990.

Die DPs in Hohenems

Ich konnte damals als junger Lehrer einigen Schülern einen Englischunterricht erteilen und auch etwas in Deutsch, weil die Leute (DPs; Displaced Persons; jüdische KZ-Überlebende) damals Interesse hatten – wenn sie nach Übersee auswanderten, dass die Kinder leichter vorwärts kamen mit Englisch, mit auch nur geringen Englischkenntnissen. Und bei diesem Unterricht im Brunner-Haus konnte ich feststellen, dass eigentlich die Leute damals einen verhältnismäßig guten Kontakt zu den Hohenemser Bürgern hatten. Sie lebten zwar eingengt, die Häuser waren überfüllt. Aber sie lebten in diesen Wohnungen, wo die Familie ungefähr zwei, drei Zimmer zur Verfügung hatte, verhältnismäßig gut. Sie gingen zu den Handwerkern, sie besuchten den Frisör, sie besuchten die Nachbarn – also, es waren ganz normale Verhältnisse, die sie mit den Hohenemser Bürgern pflegten.

Wie die Stimmung im Lehrkörper der Volksschule Hohenems war? Aus den Erzählungen der Lehrer, die aus den verschiedenen Parzellen von Hohenems kamen, und auch aus den Reaktionen der Schüler konnte ich feststellen, dass eigentlich ganz normale Beziehungen herrschten zwischen den jüdischen Ostflüchtlingen und der Hohenemser Bevölkerung.

Dr. Hubert Amann wurde 1925 in Hohenems geboren. Während des 2. Weltkriegs versah er Marineeinsatz in der Biskaya und gelangte in englische Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Rückkehr studierte er Rechtswissenschaften und lebte bis 1954 im „Judenwinkel“ (Jüdisches Viertel). Ab 1951 arbeitete er für mehr als dreißig Jahre als Gemeindegemeindefunktionär und schließlich bis zu seiner Pensionierung 1995 als erster Stadtdirektor in Hohenems. Er verstarb im Jahr 2003. Interview durch Kurt Greussing und Christian Stadelmann, 1990.

Die DPs in Hohenems

Im Brunner- und Elkan-Haus waren Wohnungen drin, die die Gemeinde vermietet hat. Im Brunner-Haus war ja die bekannte, die bekannte „Schmuggler-Sekte“ drin, unter der Talmud-Schule, oder Rabbiner-Schule, oder wie es geheißen hat. Die anderen Juden, muss man ehrlich sagen, waren arme Teufel. Die hat man missbraucht, die mussten für ein paar Bonzen schmuggeln gehen.

Die Ostjuden, die waren im Brunner-Haus drin. Die hat man da hineingepfercht, da hat es ausgeschaut, ein Hühnerstall war heilig dagegen. Das kann sich niemand vorstellen. Als die ausgezogen sind, das kann sich kein normaler Mensch vorstellen, was dort für Zustände herrschten. Wie die gehaust haben, unvorstellbar. Ich kannte diese Wohnungen gut, wie auch mein Onkel, der 1938 von den Nazis ausquartiert wurde. Und wie das ausgeschaut hat, das Haus. Wie gesagt, ich bin dort täglich ein- und ausgegangen. Also, es war unbeschreiblich. Ich möchte ihnen aber zugute halten, dass sie Flüchtlinge waren und wahrscheinlich auch aus den polnischen und russischen Ghettos gekommen sind und selber nichts hatten und da dann zusammengepfert wurden.

Aber es sind schon... Jude und Jude ist nicht das Gleiche. Das kann man sagen. Klar, sie haben nichts gearbeitet, aber trotzdem die doppelten Rationen bekommen. Die musste man ihnen geben. Sie haben nichts gearbeitet, und das äußerliche Aussehen: dreckig, schmutzig. Ich möchte jetzt nicht sagen, weil sie Juden sind. Es war die unterste Stufe der Juden: sozial. Und mitgeholfen haben sicherlich auch die Wohnverhältnisse. Der ganze „Judenwinkel“ hat sich belästigt gefühlt. So haben sich alle gefühlt. Aber klar, man konnte nichts machen. Und man konnte auch nicht sagen, dass sie sich durch irgendetwas strafbar gemacht hätten. Es hat schon abstoßend gewirkt, dass sie mit der vollen Milchkanne vom Bauern gekommen sind und die anderen Leute nichts bekommen haben. Dann hatten sie solche Feste im Garten, das Laubhüttenfest und so weiter, Lärm gemacht. Das hat einfach allgemein in der Umgebung abstoßend gewirkt. Klar, das ist ein Fremdkörper, ein richtiger Fremdkörper innerhalb der Bevölkerung gewesen. Wobei es die anderen weniger gemerkt haben, aber der „Judenwinkel“ hat es zur Genüge mitbekommen.

Pessach im Gefängnis

Anmerkung: Eugen Stern wurde im Rahmen der Schmuggelaffäre von 1951 verhaftet und verbrachte einige Monate im Gefängnis.

Irene Stern:

Der Schreck war sehr, sehr groß. Aber für die Zeit, in der er im Gefängnis war, haben wir eine „koschere“ Küche eingerichtet in Lindau. Und dort war ich tätig mit einigen Frauen, wechselweise. Und Pessach (Fest zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten) war mein Mann alleine, da haben sie uns erlaubt... Man hat uns ein Zimmer zur Verfügung gestellt, um dort Pessach zu feiern, ich und mein Mann, zusammen in Lindau im Gefängnis.

Die Prozess-Berichterstattung war oft nicht gerade judenfreundlich. Ja, es war nicht judenfreundlich, und eigentlich haben wir, außer zu den Menschen, bei denen wir gewohnt haben, keinen Kontakt gehabt mit den Lindauer Einwohnern. So weiß ich nichts Spezielles, aber man hat uns „schief“ angeschaut – als Schmuggler, als Juden. Mein Mann hat immer das Positive gesehen, und das hat auch mich ermutigt: Keine Angst, ich komme raus, alles wird gut!

Die Menschen, bei denen wir gewohnt haben, die haben Verständnis für uns aufgebracht. Und das hab ich auch gegenüber dem Richter gesagt: „Hören Sie zu, wir haben keine moralischen Verpflichtungen gegenüber den Deutschen für das, was wir machen. Wir haben nicht gemordet und moralisch haben wir keine... Wir fühlen keine Scheu gegenüber den Deutschen für das, was wir gemacht haben.“ Und er hat es verstanden. Ich sagte: „Wir sind alle aus Auschwitz gekommen und die Wunde ist noch sehr frisch.“ Und er hat mich verstanden.

Das gab es sicher nur einmal in der Geschichte, dass ich und mein Mann im Gefängnis Pessach feiern durften. Der Wachmann hat nach einer Lösung gesucht, weil er gesagt hat, mich darf er nicht mit einschließen, meinen Mann aber muss er. Das war ein Dilemma, wie hat er das gelöst?

Eugen Stern:

Das hat eine Vorgeschichte. Da war ein Staatsanwalt. Er kommt und ich sag: „Herr Staatsanwalt, das ist der erste Feiertag, den ich feiere nach Auschwitz. Das ist unser Befreiungsfest und ich möchte mit meiner Frau zusammen...“ „Ja, ja, das geht“, sagt er, „aber sie kann nicht in die Zelle rein.“ Da sagt ein Wachmann: „Herr Staatsanwalt, wir könnten es im Verhörzimmer machen.“ Gut, das sei erlaubt. Ich hab noch gesagt: „Herr Staatsanwalt, zu dieser Feier gehört Wein. Ich muss Wein trinken.“ „Auch das ist kein Problem“, sagt er.

32

Abraham Kopolovits wurde 1923 in Certeze in Rumänien geboren. 1946 kam er als DP (Displaced Person) nach Hohenems und lernte im Kibbuz „Af-Al-Pi“ (dt. „Trotz Alledem“) seine spätere Frau Ester Richtmann kennen. 1947 emigrierte er mit dem Schiff „Exodus“ nach Palästina und wurde im englischen Camp Pöppendorf bei Hamburg interniert. 1948 traf er Ester in Israel wieder und heiratete sie. Einige Jahre später wanderten sie gemeinsam nach Antwerpen aus, wo sie noch heute leben. Interview durch Hanno Loewy, 2006.

Ester Kopolovits, geborene Richtmann, wurde 1931 in Budapest geboren. Sie überlebte das KZ Bergen-Belsen und kam 1946 als DP (Displaced Person) nach Hohenems. Dort lernte sie im Kibbuz „Af-Al-Pi“ (dt. „Trotz Alledem“) ihren späteren Mann Abraham Kopolovits kennen. 1947 emigrierte sie mit dem Schiff „Exodus“ nach Palästina und wurde im englischen Camp Pöppendorf bei Hamburg interniert. 1948 traf sie Abraham in Israel wieder und heiratete ihn. Einige Jahre später wanderten sie gemeinsam nach Antwerpen aus, wo sie noch heute leben. Interview durch Hanno Loewy, 2006.

Zionismus in Hohenems

Ester Kopolovits:

Mir hat es viel bedeutet, mit anderen Jugendlichen zusammen zu sein, weil ich vom Ghetto zurückgekommen bin und... Mein Vater ist nicht zurückgekommen, nur meine Mutter. Mir hat es sehr viel bedeutet, in Hohenems mit der Jugend zusammen zu sein. Die Organisation hieß „Af-Al-Pi“, auf Deutsch „Trotz Alledem“. Warum dieser Name? Weil wir so viel mitgemacht und doch ein neues Leben aufgestellt haben. Wir sind sehr arm gewesen. Wir haben gar nichts gehabt, nur das, was man erlebt und was man gesehen hat. Mit Menschen zusammen zu sein, das war das Leben. Und auf dem Schiff „Exodus“ (nach Palästina/Israel) haben wir das zweite Trauma gehabt. Noch ärger als in Budapest im Ghetto. Anmerkung: Bei „Af-Al-Pi“ handelte es sich um eine zionistische Organisation, die ihre Mitglieder auf die Auswanderung nach Palästina/Israel vorbereitete. Palästina war neben den USA das beliebteste Ziel der jüdischen DPs.

Abraham Kopolovits:

Das Schiff war sechs Wochen lang auf dem Wasser. Wir sind nach Israel gefahren und die Engländer haben die Schiffe begleitet, von Sète (Frankreich) aus. 4500 Menschen waren auf dem Schiff. Und das Schiff ist eigentlich ein „Spazierschiff“ gewesen, das man in Amerika gekauft hat und man mit 500 oder 600 Menschen besetzen konnte, nicht mehr. Und man hat es überarbeitet mit Pritschen, und so hat man auf Pritschen geschlafen. Alle haben nebeneinander geschlafen.

33

Anmerkung: Das Schiff „Exodus“ erreichte Mitte Juli 1947 den Hafen von Haifa in Palästina, wurde jedoch von der britischen Mandatsmacht nach Europa zurückgeführt. Von 1939/1944 bis zur Staatsgründung Israels im Jahre 1948 war die jüdische Einwanderung nach Palästina/Israel illegal.

Antisemitismus in Hohenems

34 Also, man kann einfach keinen Vergleich ziehen zwischen den Hohenemser Juden und den Juden, die da waren. Es gibt andere Juden auch noch, aber zwischen denen kann man keinen Vergleich ziehen, die hier waren. Wie gesagt, die Emser Juden hat man nicht als Juden... Einen Antisemitismus hat es in Hohenems 1938 gar nicht gegeben. Das war ein Fremdwort und es ist etwas, was man den Emsern gerne nachsagt.

Gerade die Junghistoriker sagen, man würde den Mut nicht aufbringen, zu bekennen, dass man die Juden verfolgt hat. Das hat es aber in Hohenems mit den Emser Juden nicht gegeben. Das hat es nicht gegeben.

35 *Jacqueline Heyman-Pelseneer wurde 1924 in Antwerpen (Belgien) geboren. Sie ist die Enkelin von Clara Heyman-Rosenthal, der letzten jüdischen Bewohnerin jenes Hauses, in dem heute das Jüdische Museum untergebracht ist. Clara wurde in den 1920er und 1930er Jahren öfters von ihrer Enkelin in Hohenems besucht. 1940 wurde sie schließlich nach Wien zwangsumgesiedelt und 1942 im KZ Theresienstadt ermordet. Nach dem 2. Weltkrieg erhielt Jean Heyman, der Sohn Claras und Vater Jacquelines, die im Dachboden der Villa versteckten Besitztümer zurück. Jacqueline begleitete ihren Vater nach Hohenems. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Brüssel. Interview durch Arno Gisinger, 2007.*

Welche Erinnerungen haben Sie an Ihre Großmutter und deren Haus in Hohenems?

Das ist wie mit den Madeleines (süßes Gebäck). Ja wirklich, das ist es wahrscheinlich. Als ich das erste Mal mit meinen Eltern wieder nach Hohenems kam, war noch immer dieser Geruch im Haus, dieser Geruch der Suppe, der österreichischen Suppe. Ich weiß nicht, womit Sie Ihre Suppen machen, aber es ist ein wunderbarer Geruch. Ich denke, dass meine Großmutter und vor allem ihre Cousine Sophie schon nostalgische Gefühle ihrer eigenen Jugend gegenüber hatten. Ich glaube, dass sie eine fabelhafte Jugendzeit hatten, „vergoldete Jugendjahre“ sozusagen. Sie waren wirtschaftlich privilegierte Menschen, die absolut keine materiellen Sorgen hatten. Sie waren in den besten Pensionaten, waren bereits in ihrer Jugend weit gereist, hatten außergewöhnliche Kleider, Familientreffen... eine Menge von Dingen. Sie waren sehr gut erzogene Leute, sehr kultiviert. Meine Großmutter verehrte Schubert. Sie lernte die Musik kennen. Sie spielte die Musik von Schubert, die sie über alles liebte. All diese Menschen hatten eine für ihre Zeit außergewöhnliche Erziehung genossen. Es war eine Erziehung für Privilegierte. Mein Vater hatte auch eine gute Erziehung genossen, aber was musste er nicht alles machen, um sein Leben zu verdienen? Denn wir hatten nichts mehr. Wir hatten absolut nichts mehr. Meine Großmutter musste ihr Haus für meinen Vater verkaufen. Das finde ich im Übrigen tragisch, denn sie war herzensgut, eben wie eine echte jüdische Großmutter. Sie hätte das Haus niemals verkaufen dürfen, aber mein Vater brauchte damals das Geld. Das dürfte ich vielleicht nicht sagen, aber so ist es nun einmal. Und ich glaube, er hatte sein Leben lang ein schlechtes Gewissen, aber wissen Sie, es war hart, es waren die Jahre der Krise. In den 1930er Jahren hatten wir die Weltwirtschaftskrise und mein Vater ging damals bankrott. Weil er viel auf seine Ehre hielt, wollte er seine Lieferanten bezahlen. Und deshalb verkaufte meine Großmutter das Haus. Aber ich glaube, mein Vater hatte es sehr bereut. Meine Großmutter weniger, sie fand es gut so. Sie hatte eine Wohnung im Haus und im Erdgeschoss wohnte die Familie Waibel. Das waren sehr nette Leute. Ich glaube, er war Lehrer, es waren liebenswürdige Menschen. Und die kleine Waltraud war meine beste Freundin, wenn ich in Österreich war. Ich fand das alles ganz wunderbar. Aber für meine Großmutter musste es alles andere als einfach gewesen sein. Sie war eine gute Frau, und dann eben noch eine Katastrophe in der Familie. Nein, das hätte ich jetzt nicht so

sagen dürfen, weil er ja mein Vater ist, aber eigentlich ist er ja nicht mehr da. Er bräuchte sich nicht dafür zu schämen. Aber es stimmt, dass... Sehen Sie, vorher hatte ich an all das nie gedacht, es ist mir sukzessive wieder in den Sinn gekommen. Es ist unglaublich, wie das alles seinen Lauf genommen hat, dank der Postkarten. Es stimmt, im Grunde steckt die ganze Geschichte meiner Großmutter in diesen Postkarten. Aber damals wusste ich nichts davon.

Haben Sie diese Postkarten nach 1945 gerettet?

Ich habe das ganze Zeug gerettet. Ich steckte die Postkarten in drei große Schuh-schachteln, um sie zu transportieren. Ich gab sie meinem Vater, der sie in eine Schublade legte, in der sie übrigens heute noch sind. Und ich war es, die sie wieder herausholte. Wir hatten nie darüber gesprochen. Deshalb glaube ich, dass er sie gar nie angeschaut hat. Ich vermute, er war weniger nostalgisch als ich. Das ist sehr seltsam.

Weshalb ist Ihre Großmutter Clara, die in Antwerpen verheiratet war, nach 1906 wieder nach Hohenems zurückgekehrt?

Mein Großvater... Das darf ich eigentlich auch nicht erzählen... Mein Großvater war Futtermittelhändler in Antwerpen. Das Geschäft lief sehr gut. Ich weiß nicht, was passiert ist, na ja, die Details habe ich nie erfahren, denn meine Großmutter liebte ihren Mann sehr, sie wollte nie etwas Schlechtes über ihn sagen, sie war unschuldig. Er nahm sich das Leben, weil er bankrott gegangen war, und weil er wusste, dass er nun von meinen Urgroßeltern, den Rosenthals, abhängig war. Das wollte er nicht, denke ich. Er hätte den Mut aufbringen müssen, die Ärmel hochzukrempeln, denn sie hatten ein Leben in Saus und Braus geführt, aufgrund der Mitgift meiner Großmutter natürlich: Pferde, Hausangestellte, den besten Weinkeller von Antwerpen. Ja, ich habe in dieser Vitrine noch die Menü-Karte, unglaublich, das haut einen um, wenn man diese Menüs sieht, einfach verrückt. Und deshalb hatten sie viele Freunde in Antwerpen. Ich glaube, es war eine Sache der Ehre – oder besser: der verlorenen Ehre – denn er hat sich ja umgebracht. Und meine arme Großmutter stand nun mit ihrem kleinen Jungen da. Und so kehrte sie zu ihren Eltern nach Hohenems zurück. Aber ihr kleiner Sohn, mein Vater, war natürlich ein kleiner Belgier. Und ich denke, dass mein Urgroßvater dies verstand und ihn deshalb, was ich sehr gut finde, in eine Schule nach Rolle (Les Rosets), in die französische Schweiz, schickte. Die Unterrichtssprache war Französisch. Das war wie in den heutigen europäischen Schulen. Er lernte Italienisch und Englisch, was sehr gut war. Er liebte seinen Großvater sehr. Ich bedauere nur Eines, dass ich ihn nie nach mehr Details aus seiner Kindheit gefragt habe. Das ist schade. Er erzählte, dass er oft ins Arbeitszimmer seines Großvaters ging, der mit ihm plauderte, ihm erzählte... Ich vermute, dass sein Großvater auf ihn zählte, denn er war der letzte Nachkomme. Aber alles kam anders, vor allem aufgrund der Kriege und der Wirtschaft, wobei das eine schließlich mit dem anderen zusammenhängt. Gut, das war es, denke ich.

Waren Sie sich der jüdischen Wurzeln Ihrer Familie bewusst?

Ich wusste gar nicht, dass sie Juden waren. Das ist der Wahnsinn. Man hat mir nie davon erzählt. Man hat es mir nie gesagt. Nie. Für mich waren sie Leute wie alle anderen. Ich wusste nicht, dass es einen Unterschied gab. Und meine Mutter übrigens auch nicht. Das ist ja das Gute daran. Meine Mutter heiratete meinen Vater, ohne zu wissen, dass er Jude war. Und das finde ich sehr gut. Eine ihrer besten Freundinnen sagte einmal, denn mein Vater hatte großen Charme, er war charmant: „Ja, aber weißt du denn nicht, die Wolfers, das sind Juden. Und du weißt ja, das ist die Cousine deiner Schwiegermutter.“ „Das ist mir völlig egal“, antwortete meine Mutter, „ob sie nun Chinesen oder sonst was sind, das interessiert mich überhaupt nicht. Ich liebe meinen Mann, ganz egal, was er ist. Er ist, wie er ist, und damit Schluss.“ Nein, wir waren nie rassistisch, weder auf der einen, noch auf der anderen Seite. Ich habe jetzt zwei jüdische Freundinnen, die ersten, die übrigens auch nicht rassistisch sind. Ich meine, ich wusste ja eigentlich gar nicht, was das bedeutete. Jetzt interessiert es mich. Ich stelle ihnen Fragen, weil sie eigentlich nicht wirklich etwas über ihre Vorfahren hören wollen, obwohl eine der beiden immer wieder sagt: „Du hast Glück, Vorfahren zu haben. Ich weiß überhaupt nicht, was mit ihnen passiert ist, weil sie alle verschwunden sind.“ Und da sage ich: „Ja, das stimmt. Ich habe noch das Glück, zu wissen, wer meine Vorfahren waren, wie sie lebten, was sie erlebten und was unglücklicherweise mit ihnen geschehen ist.“ Man kann auch von Glück reden, dass diese Vorfahren nicht viele Kinder hatten, denn sonst wären sie alle tot.

Warum waren Ihre Großeltern nicht religiös?

Ich glaube, die Juden haben immer unter dieser Diskriminierung gelitten. Und zu einem bestimmten Zeitpunkt, möglicherweise im 19. Jahrhundert, wollten sie wie alle dazugehören, zum Land, zur Politik, zur Wirtschaft, ohne diesen Unterschied zu spüren, diesen kleinen Unterschied, der religiös oder nicht religiös sein konnte, denn meine ganze Familie war säkular. Meine Großeltern waren säkular, meine Urgroßeltern waren säkular. Meine Großmutter ging nie in die Synagoge, niemals. Meine Tante, ich nannte sie Tante, denn man bezeichnete sie nicht als Cousine, meine Tante Sophie ging auch nie in die Synagoge. Man sprach nicht darüber. Es kam uns gar nicht in den Sinn. Es interessierte uns nicht. Wir waren nicht gläubig und deshalb...

War das Leben Ihrer Großmutter im Alltag nicht von Religion bestimmt? Ging sie denn nie in die Synagoge?

Nein, meine Großmutter hatte überall Freunde, und ihre Cousins waren nicht gläubig, ihre Cousins waren säkular. Franziska und Iwan waren keine gläubigen Menschen, Sophie auch nicht. Sie sprachen niemals von der Synagoge oder solchen Dingen. Als mein Cousin sagte: „Das ist entsetzlich. In Hohenems hat man die Synagoge in ein Feuerwehrhaus verwandelt“, antwortete ich: „Das ist gut, dann kann sie zumindest nicht abbrennen.“ Ich weiß

nicht, ob er meine Antwort mit Humor nahm, aber es stimmte doch. Ich wusste nicht einmal, dass es in Hohenems eine Synagoge gab, das sagt doch alles. Wir sprachen niemals darüber. Niemals, niemals, niemals. Was soll ich also sagen? Und bei meiner Mutter war es genauso. Meine Mutter war eine wenig praktizierende Katholikin. Sie war nie ... Wir gingen Kirchen anschauen, weil sie wunderschön waren. Ich liebe Kirchen. Ich finde, das sind wundervolle Orte. Ich war aus rein historischem Interesse in zwei Synagogen, in einer auf der Insel Djerba, der ersten Synagoge Afrikas, und in einer zweiten in der Tschechoslowakei, der ältesten in Böhmen, weil wir mit einer Touristengruppe unterwegs waren. Ich weiß nicht einmal, ob ich sie alleine angeschaut hätte. Verstehen Sie? Auf dem Hohenemser Friedhof war ich einmal und ich werde nie wieder hingehen. Wir waren auch nie auf dem Grab meiner Großeltern mütterlicherseits. Wir sind nicht für den Totenkult, was nicht gut ist, aber was heißt schließlich „nicht gut“? Den Toten ist es doch eigentlich egal. Das habe ich immer schon gesagt. Wir haben genug Probleme mit den Lebenden. Kümmern wir uns um die Lebenden und geben wir lieber das Geld den Lebenden als den Grabstätten. Das ist mein Standpunkt. Das ist vielleicht nicht gern gesehen, aber was soll's. Ich spreche übrigens sonst nie darüber.

Welche Identität hatte Ihr Vater?

Das ist sehr schwer zu sagen, denn ich denke, dass man sich nie in die Lage früherer Generationen versetzen kann. Ich halte das für unmöglich. Ich kann nicht wie mein Vater oder meine Großeltern denken. Diese Dinge waren also weit weg von mir, außer natürlich, wenn ich etwas über die Gräueltaten erfuhr. Aber, was ich sagen möchte, ist, dass ich kein Urteil abgeben kann. Das ist mir unmöglich. Ich bin unfähig, das zu beurteilen. Das ist sehr schwierig, denn ich habe schon gesagt, und das hat nichts mit den Juden zu tun, dass mein Vater, der Belgier war, der die ersten Schuljahre in Belgien verbrachte und der sich als Belgier fühlte, trotzdem Soldat im Ersten und im Zweiten Weltkrieg war. Er hatte trotzdem Freunde in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz, die natürlich unabhängig und neutral war. Er hatte aber auch keine Gewissensbisse, gegen Leute, die er kannte und die Europäer und seine Freunde waren, in den Krieg zu ziehen. Das war keine Frage des Rassismus, sondern der Nationalität, von Patriotismus. Er fühlte sich belgischer als ein Belgier, so wie die österreichischen Juden sich österreichischer als die Österreicher fühlten. Als ich zu ihm sagte: „Eigentlich ist es mies, dass du im Krieg warst.“ „Aber warum?“, antwortete er. „Das ist doch normal. Ich bin Belgier und habe nur mein Land verteidigt.“ Und im Grunde hatte er völlig Recht. Also, was soll ich Ihnen sagen. Ich kann kein Urteil fällen. Meine Meinung ist nur: Mein Vater hätte nicht kämpfen dürfen.

Welche Beziehungen hatte Ihr Vater nach 1945 zu Hohenems?

Er wollte mir Hohenems zeigen. Er liebte Hohenems. Das verstehe ich heute noch nicht. Warum stellte er die Österreicher nicht an den Pranger? Er sagte nie ein schlechtes

Wort über sie. Außer, natürlich, als meine Großmutter unter diesen Umständen zu Tode kam. Aber ich denke, ohne dass ich es erklären könnte, dass meine Mutter und ich mehr als mein Vater auf die Deutschen und Österreicher sauer waren. Wir hatten es im Gespür. So ging es mir auch mit den kleinen Französischen in Frankreich, die den Deutschen schöne Augen machten. Das verstand ich nicht. Aber vielleicht gibt es Völker, die toleranter sind, die leichter vergessen bzw. vergessen haben. Nach dem Motto: „Alle sind gut, alle sind nett.“

Glauben Sie nicht, dass Ihr Vater einen inneren Konflikt aufgrund der verwandtschaftlichen Beziehungen zu Österreich hatte?

Wissen Sie, er hatte schreckliche Albträume. Meine Mutter erzählte mir, dass er schreckliche Albträume hatte, dass er manchmal in der Nacht schrie. Sie hat nie erfahren, ob der Grund dafür innere Konflikte oder der Erste Weltkrieg waren. Er war nämlich vier Jahre lang im Schützengraben der Isère gewesen, neben der Kanone, was ihn später übrigens taub werden ließ. Sein Trommelfell war angegriffen. Er hatte Dinge gesehen, Dinge, die mit dem Bajonett passierten, einfach schreckliche Dinge. Ich habe übrigens noch ein Gruppenfoto mit allen Soldaten seiner Einheit. Sie tragen alle einen deutschen Helm, weil sie Deutsche gefangen genommen und sie ihrer Uniformen entledigt hatten. Sie zogen alle diese deutschen Uniformen an, um für das Foto zu posieren. Grauenhaft. Übrigens hatte mein Vater vor dem Zweiten Weltkrieg noch einen deutschen Helm zu Hause: „Den werde ich unter der deutschen Besatzung nicht behalten.“ Und so schmiss er ihn schnell weg. Idiotische Dinge eben. Das ist also die Geschichte meines Vaters, den ich nicht verstehe. Ich verstehe ihn nicht, weil er österreichische Wurzeln hatte. Ich glaube, das war es, warum er kein schlechtes Wort darüber verlieren konnte.

Wie reagierte Ihr Vater auf die Idee, in Ihrem ehemaligen Familienhaus ein jüdisches Museum einzurichten?

Er sagte: „Was? Ein jüdisches Museum? Das ist die Höhe! Ein jüdisches Museum, wo wir uns doch assimilieren wollen!“ Das war seine Überlegung. Ich sage mir: Ja, das ist der Höhepunkt. Ein jüdisches Museum in einem Haus von Leuten, die sich den Österreichern völlig anpassen wollten. Aber was soll's, andererseits ist es sehr gut. Aber das war meine persönliche Meinung. Nein, das hätte ich jetzt nicht sagen sollen. Sie können es heraus-schneiden.

Wissen Sie, warum Ihre Großmutter Hohenems 1938 nicht verließ?

Nein, ich kann es nicht erklären. Ich finde, sie waren unerhört naiv: meine Großmutter, Tante Sophie, wie dumm von ihnen. Sie hätten sehen müssen, dass man sie nicht mochte. Ich glaube, das ist eine schlechte jüdische Eigenschaft, denn ich und meine Mutter haben das nicht. Wir spüren das. Mit meinen beiden jüdischen Freundinnen ist es dasselbe. Sie merken es auch nicht. Ich sage zu ihr: „Glaubst du denn, dass die Juden beliebt sind?“

40

„Aber ja, das ist jetzt vorbei.“ Und ich sage: „Du träumst doch. Liest du niemals Zeitungen?“ Sehen Sie, sie sind immer noch so.

Aber damals konnte Ihre Großmutter nicht wissen, was mit ihr geschehen würde.

Ja, aber andererseits gab es ja schon diese Spaltung im Dorf, wahrscheinlich schon Nazi-Anhänger, die sie nicht mehr grüßten und die nichts mehr mit ihnen zu tun haben wollten. Ich als Belgierin hätte das verstanden. Ich, Jacqueline, ich wäre gegangen. Ich möchte gar nichts mehr davon hören, weil ich es dumm finde. Ich kann nichts anderes dazu sagen. Und das fünf Minuten von der Grenze entfernt, sie hätte gehen müssen. Es ist dumm, weil es viele Leute gab, die meine Großmutter gerne mochten. Man kann nicht sagen, dass alle sie verachteten oder gegen sie gewesen wären. Sie hatte noch ihre Freunde. Aber es waren Dummköpfe, wie die Eltern der kleinen Edith oder die kleinen, dummen Beamten, die natürlich für die „Partei“ waren. Genau diese Leute haben sie gemieden, das hätte sie begreifen müssen.

War sich Ihre Großmutter der wirklichen Gefahr überhaupt bewusst?

Sie war beunruhigt. Das ist alles, was ich sagen kann. Sie war sehr beunruhigt. Das zeigt sich heute. Ich war zu jung, um es damals zu begreifen, aber gerade durch die besagte Postkarte, durch all diese Postkarten wird mir bewusst, dass sie sehr beunruhigt war und absolut nicht wusste, was sie tun sollte. Einmal sagte sie ja, dann wieder nein, einmal weiß, einmal schwarz. Und andererseits, ganz ehrlich, wenn meine Großmutter zu meinen Eltern gekommen wäre, gäbe es uns nicht mehr. Das klingt eiskalt, aber es ist so. Denn mit ihrer Liebe zu den Deutschen und Österreichern hätte sie sich wahrscheinlich in einem Teesalon oder im Theater verplaudert und schon hätte man uns gehabt. Meine Großmutter hat sich also geopfert, um die übrige Familie zu retten. So stelle ich mir das vor. Das ist ganz unbewusst, aber ich sage mir: „Sie wurde geopfert.“ Sie hatte ihr Leben gelebt, nicht immer einfach, aber sie rettete meinen Vater, meine Mutter, mich und meine Enkel und meine Urenkel. Denn hätte sie bei uns gelebt, wären wir alle in ein Konzentrationslager gekommen. Wir wären alle tot.

41

Heinz Baum wurde 1923 in Offenburg (Deutschland) geboren und arbeitete als Textilkauflmann. Er ist ein Urenkel von Adolf Burgauer, der 1837 in Hohenems geboren wurde, sich schließlich in St. Gallen niederließ und dort wesentlich an der Gründung der jüdischen Gemeinde im Jahr 1863 beteiligt war. Nachkommen der Familie Burgauer sind heute nicht nur in der Schweiz, sondern auch in den USA, Südamerika, Deutschland und Frankreich ansässig. Die Eltern von Heinz Baum lebten bis 1938 in Offenburg. Von dort gelang es der Familie, nach Liechtenstein zu fliehen, wo Heinz Baum und sein Bruder Fritz bis heute leben. Interview durch Markus Barnay, 2006.

Haben Sie eine religiöse Erziehung genossen?

Zuhause nicht unbedingt. Die hohen Feiertage wurden gehalten. Auch Ostern oder Pessach, aber wir hatten natürlich normalen Religionsunterricht. Es war ein Kantor da und es war ein Rabbiner in der Gemeinde, die schon großen Wert darauf legten, dass man dem Unterricht gefolgt ist.

Spürten Sie als Kind den Antisemitismus?

Ich glaube, vor der Nazi-Zeit hat man da keine großen Unterschiede bemerkt. Auch in der Schule nicht. Es gab keine Probleme in der Schule. Ich war bis 1938, bis Februar 1938, in der Oberrealschule, und auch hier gab es keine Probleme. Von Seiten der Schüler und Lehrer nicht.

Wann haben Sie die ersten Verfolgungen mitbekommen?

Na ja, man hat es schon bemerkt, natürlich. Ich kann mich erinnern, als am 30. Januar 1933, als die Nazis zur Macht kamen... Ich kann mich noch erinnern an den Fackelzug, den sie veranstaltet haben. In Offenburg selbst gab es bis 1935-36 einmal eine kurze Periode, in der man einige Leute wegen Rassenschande ins KZ holte. Aber die kamen nach 4 oder 6 Wochen wieder zurück. Aber keiner hat was erzählt. Sie durften ja nicht. Sie mussten wahrscheinlich unterschreiben, dass sie nichts über ihren Aufenthalt erzählen. Es gab also in Offenburg selbst bis November 1938 keine schwerwiegenden Vorkommnisse. Das fing erst im November 1938 an. Und die Zeit haben wir ja zum Glück nicht erlebt. Natürlich gab's... „Der Stürmer“ war aufgehängt in der Stadt und der „Völkische Beobachter“ war aufgehängt. Ich kann mich auch an den 1. April 1933 erinnern, als der Boykott vor den jüdischen Geschäften war. Das waren schon die ersten Anzeichen, natürlich. Im Prinzip hat man ja keinen Hehl daraus gemacht, was man mit den Juden anfangen will. Nur, dass es mal so ein Ende nehmen würde, hat sich niemand vorgestellt.

Welche Beziehung hatte Ihre Familie zu Hohenems?

Es gab in Offenburg eine Frau, die aus Hohenems kam. In der Hinsicht hat man Hohenems gekannt. Aber ich wusste auch, dass mein Großvater oder Urgroßvater mütterlicherseits aus Hohenems kam. Das wusste man schon. Sonst konnte man sich... Erst als wir 1938 nach Liechtenstein kamen, hat man mehr von Hohenems gewusst. Aber nach 14 Tagen war die Grenze für uns zu. Also konnte man damals überhaupt keinen Kontakt mehr mit Hohenems aufnehmen.

War Liechtenstein 1938 für Sie ein sicheres Land?

Also die ersten 14 Tage war es natürlich, wie soll ich sagen, ein sicherer Ort. Aber nachdem die Nazis Anfang März in Feldkirch einmarschiert sind, beziehungsweise in Österreich, hat die Sache schon etwas anders ausgesehen. Weil sich natürlich auch hier die „volksdeutsche Bewegung“ entwickelt hat und die Anhänger teilweise kleine „Bömblein“ gelegt haben, so genannte „Böller“. Dann kam der „Umbruch“, und dann war man schon nicht mehr so überzeugt, dass es sicher ist. Und es gab ja viele Migranten, die im letzten Moment noch, 1940, nach Amerika geflohen sind. Zum Beispiel die Besitzer einer Bettfedernfabrik. Aber es waren etliche andere auch, die weggingen, weil sie Angst bekamen. Gut, wir haben Glück gehabt. Es ging alles gut aus, aber es hätte auch anders kommen können.

Was ist mit Ihren Verwandten während des Krieges geschehen?

Die zwei Onkel, die in Frankreich waren, wurden bei Kriegsausbruch in Frankreich interniert – die 5. Kolonne. Da haben sie sämtliche Ausländer, ob Juden oder Arier, in Lager gebracht und interniert. Sie kamen dann frei. Der Krieg war im Juni 1940 zu Ende und da ließ man sie laufen. Der eine Onkel blieb in der freien Zone in Lyon, der andere ging nach Paris zu seiner Familie zurück und hat dort bis zum August 1942 gelebt. Aber im August 1942 wurde die ganze Familie deportiert. Die Tante kam 1940 nach Gurs, kam dann in ein anderes Lager. Mein Vater hat versucht, sie nach Liechtenstein zu bekommen. Es war unmöglich. Das Boot war voll und es war unmöglich. Die zwei Onkel mit ihren Frauen, die kinderlos waren, mussten etwa 1941 aus ihren Wohnungen raus. Das hab ich alles festgestellt in Berlin. Da gibt es ein spezielles Büro, wo schön nach deutscher Ordnung Akten vorhanden sind. Sie mussten also aus ihren Wohnungen. Es ist ersichtlich, welche Beträge für ihre Wohnungseinrichtung erzielt wurden und dass sie bei der Reichsbahn arbeiten mussten. Sie hatten – ich weiß nicht, die Bezahlung stand dabei, ich glaube – 80 Pfennige etwa, Stundenlohn, und sie haben dort bis Anfang/Mitte 1943 gearbeitet. Ich habe noch Postkarten aus Berlin von 1943. Sie waren bis 1943 in Berlin. Und kamen dann aber weg. Da haben sie die restlichen Juden, die gearbeitet haben, aus Berlin weggebracht.

Wie konnte Ihr Vater den Kontakt zu seinen Brüdern in Frankreich aufrecht erhalten?

Also mit seinen Brüdern in Berlin war er bis ungefähr Mitte 1943 in Kontakt. Das waren aber nur Postkarten, eng beschriebene Postkarten. Aus Frankreich kamen auch bis 1942 Postkarten, aber dann ist der Kontakt natürlich abgebrochen.

Was wussten Sie über das Schicksal ihrer Onkel und Tanten?

Man hat natürlich gemunkelt, aber etwas Genaueres wusste man nicht. Ich war allerdings 1943-44 auf der Handelsschule in Neuchâtel. Da war ein deutsches Mädchen, die zeigte Fotos ihrer Cousine, die bei der Deutschen Wehrmachtsbetreuung im Osten war. Das waren kleine Fotos, 6 auf 9 Zentimeter, mit Abbildungen von Erschießungen und so weiter. Das war nur ein kleines Beispiel, aber die informierten Leute wussten genau, was los war. Auch die Regierungen, die Amerikaner und Engländer wussten das, die Schweizer wussten das genau, was vor sich geht. Und dann gab es natürlich diese Schweizer Ärztekommision, die, glaube ich, bei Smolensk war. Die war leicht „nazi-angesäuselt“, mit Ausnahme des einen Arztes. Der kam frühzeitig zurück und versuchte, zu informieren, was man allerdings mit Rücksicht auf Großdeutschland zu unterbinden versuchte. Aber die haben gesehen, was passiert, wie sie Leute umbringen und so weiter.

Wann haben Sie erfahren, was mit den Verwandten geschehen war?

Man wusste im Laufe der Jahre schon, was im Osten passiert, aber man hat immer gehofft, dass der eine oder andere überlebt. Aber dass gar keiner überlebt, das hat man nicht gedacht.

Wer aus Ihrer Familie hat den Holocaust überlebt?

Überlebt hat nur der eine Onkel, der in Lyon war, der mit einem Rotkreuz-Transport in die Schweiz kam. Die Tante hat mein Vater versucht, nach Liechtenstein zu bekommen. Die Familie in Paris kam weg. Die zwei Onkel in Berlin kamen weg. Und der andere Onkel, der Arzt in Berlin war, aber bereits im April 1933 Deutschland verlassen hat, wurde in Amerika umgebracht. Er hat also das Nazi-Regime überlebt und kam auf diese Art ums Leben, mit 56. Er war Direktor in einem „Mental Hospital“ und dieser Insasse wollte sämtliche Ärzte umbringen. Mein Onkel hatte das Pech, dass er der erste war.

Ihr Vater schrieb an seinen Bruder in Auschwitz einen Brief?

Man kannte Auschwitz, das war schon geläufig. Wir haben den Brief eingeschrieben geschickt. Natürlich kam kein Lebenszeichen. Der Brief kam als unzustellbar vom KZ zurück.

Wussten Sie, was der retournierte Brief aus Auschwitz bedeutete?

Natürlich hat man sich Vorstellungen gemacht, aber im Stillen hat man immer noch gehofft. Denn den Leuten, die man nach Osten geschickt hat, hat man ja auch eingeredet,

44

sie kommen in ein Arbeitslager. Die wenigsten haben geglaubt, dass sie nach Auschwitz kommen und eine Stunde später bereits im Gas enden. Die Nazis haben es ja psychologisch verstanden, den Leuten Sicherheit vorzugaukeln, sodass viele selbst an der Verladerampe sich noch nicht bewusst waren, was ihnen bevorsteht.

Sie haben also erst nach dem Krieg erfahren, was wirklich geschehen ist?

Dass sie weg waren, natürlich, das wusste man. Und dass das nicht unbedingt etwas Gutes bedeutete, das hat man auch geahnt. Aber man hoffte eben, dass der eine oder andere zurückkommt. Zum Beispiel wohnte eine Familie aus München hier, die nach Bergen-Belsen gebracht wurde. Die Frau und das Kind kamen um, der Mann aber hat überlebt. Er kam dann im Mai oder Juni 1945 zu seinem Bruder hier zu Besuch. Und darum hat man gehofft. Das hat einen vielleicht noch mehr in der Hoffnung bestärkt.

Hat sich an Ihrem Verhältnis zu Hohenems im Laufe der Jahre etwas verändert?

Ich finde es toll, dass eine Stadt wie Hohenems sich um die Nachkommen kümmert. Ich finde es toll, dass Nachkommen in der 4. oder 5. Generation sich noch bewusst sind, dass ihre Ur-Ur-Ahnen aus Hohenems kamen, und dass sie das noch interessiert. Und es ist auch nicht selbstverständlich, dass die ehemalige Synagoge wieder restauriert wurde. Es ist zwar an verschiedenen Orten passiert – auch in Offenburg hat man mit viel Geld die Synagoge wieder hergestellt – aber es ist nicht selbstverständlich. Nur, auf der einen Seite wird jüdisches Kulturgut wiederhergestellt, und auf der anderen Seite gibt es keine Juden mehr dort. Gut, in Hohenems ist das Museum da, aber in Offenburg ist zum Beispiel niemand.

Was bedeutet der Jüdische Friedhof in Hohenems für Sie?

Der Friedhof? Erstens mal bedeutet es, dass da wahrscheinlich gewisse Vorfahren von mir beerdigt sind, und zweitens, dass meine Frau und ich in Hohenems beerdigt werden. Der Friedhof ist ein sehr altes Kulturgut und hat die Nazi-Zeit relativ gut überstanden.

45

Kurt Bollag wurde 1921 in Rankweil geboren und war Textilfabrikant. Seine Mutter Jenny stammte aus der Hohenemser Gastwirtsfamilie Landauer. Sein Vater Jakob war aus Eendingen zugewandert, um die Textilfabrik seiner Onkel zu übernehmen. Mitte der 1930er Jahre zog die Familie mit Sohn Kurt und Tochter Lis in das nahe gelegene Widnau in der Schweiz. Dort gründete Jakob eine Textilfabrik, die Kurt später übernahm. Beide bemühten sich nach dem 2. Weltkrieg mit anderen Hohenemser Nachkommen um die Betreuung des Jüdischen Friedhofs in Hohenems. Kurt Bollag war nach Willi Burgauer der zweite Präsident des 1954 gegründeten „Vereins zur Erhaltung des Jüdischen Friedhofs Hohenems“. Nach seinem Tod im Jahr 2003 übernahm sein Sohn Yves Bollag das Amt. Interview durch Kurt Greussing, 1990 und Markus Barnay, 2001.

Was bedeutet Hohenems für Sie?

Hohenems sind für mich Jugenderinnerungen. Bis zum Alter von 14 Jahren habe ich mit meinen Eltern in Hohenems gelebt. 1936 sind wir nach Heerbrugg übersiedelt. Ich war dann in Neuchâtel bis 1939/40 und dann musste ich ins Schweizer Militär. Während dem Krieg war natürlich keine Beziehung zu Hohenems möglich. Man wusste nichts. Aber vorher, vor dem „Anschluss“, kann ich mich erinnern, hatten wir viele Flüchtlinge im Haus: Mütter mit Kindern und Männer, die von Deutschland über Hohenems mit Hilfe von Jakob Bollag, meinem Vater, in die Schweiz geflüchtet sind.

Sie sind ja für viele in Vorarlberg ein lebendes Geschichtsbuch. Wie fühlt man sich als wichtiger Zeitzeuge?

Der „letzte Überlebende“... Das ist Schicksal, oder Glück, dass ich jetzt Schweizer Jude bin. Wären meine Eltern in Hohenems geblieben – ich weiß nicht, ob ich heute noch da wäre, obwohl wir ja damals schon Schweizer waren. Wir sind ja schon vor dem „Anschluss“ in die Schweiz gekommen.

Ist es Ihnen auch ein Anliegen, weiterzugeben, was Sie erlebt haben?

Ich bin der letzte Überlebende der jüdischen Gemeinde Hohenems. Ich wüsste sonst niemanden. Es gibt wohl noch alte Hohenemser Juden, aber die haben nie wirklich in Hohenems gelebt. Zum Beispiel der Herr Jaffé aus der „Brunner/Rosenthal“-Familie, aber er hat nie in Hohenems gelebt. Ich bin der Einzige, der als jüdischer Knabe mit der jüdischen Gemeinde Hohenems noch Verbindung hatte. Der Harry Weil war mein Religionslehrer.

Wie religiös sind Sie denn selbst?

Also, ich bin kein orthodoxer Jude, auch meine Frau nicht, meine Familie nicht. Ich bin ein liberaler, bewusster Jude. Wobei ich nie verleugne, dass ich Jude bin, und auch keinen Anlass habe, das zu verneinen.

Was bedeutet dieses Museum für Sie?

Eigentlich eine Jugenderinnerung. In dieser Villa Heimann-Rosenthal habe ich als junger Bub mit den Kindern noch gespielt und ich finde es sehr schön von der Gemeinde, der heutigen Stadt Hohenems, dass sie sich an die Hohenemser Juden erinnert. Das war doch sozusagen die Blütezeit von Hohenems.

Haben Sie Antisemitismus selbst gespürt und erfahren?

Ich habe mich nicht anders gefühlt als meine Schulkollegen, nur dass ich am Morgen nicht in die Kirche gegangen bin. Ich durfte manchmal die Glocken läuten lassen. Im Religionsunterricht bin ich nicht gewesen. In der Realschule gab es einen katholischen Unterricht. Die Kapelle war in der Realschule ganz oben. Es gab aber noch andere – protestantische – Kinder und zwischen 7:30 und 8:00 Uhr waren wir im Klassenzimmer. Das Wort „Antisemitismus“ war unbekannt. Ich hab in meinem Leben nie direkt einen Antisemitismus erlebt. Auch während dem Krieg, als ich Militärdienst geleistet habe, habe ich nie etwas von Antisemitismus gespürt. Ich muss dazu sagen, dass ich den Kriegsdienst in einer französisch sprechenden Einheit geleistet habe, in der Westschweiz, und da war natürlich eine andere Auffassung vom Militär: schon streng, aber nicht so „deutsch-stramm“ wie bei den „Deutsch-Schweizern“.

Wie erlebten Sie das Zusammenleben mit der christlichen Bevölkerung?

Meine Eltern hatten nur christliche Freunde, weil die anderen Hohenemser Juden viel älter waren. Die Freunde meiner Eltern waren Hohenemser, Dornbirner oder zugezogene Wiener, die im Gefolge der Firma Rosenthal arbeiteten. An einen Herrn Wölfle kann ich mich erinnern, der später erschossen wurde. Von einer ausgesprochenen Judengemeinde konnte man nicht mehr sprechen.

Warum suchten ältere Gemeindemitglieder zwischen 1938 und 1940 nicht den Weg in die sichere Schweiz?

Ich glaube, diese Leute haben sich sicher gefühlt. Sie haben sich als Österreicher gefühlt und nie daran gedacht, dass man ihnen etwas antun könnte. Aus diesem Grund sind sie nicht weg. Sie dachten national (patriotisch) und dachten: „Mir, dem Herrn Elkan, oder mir, der Frau Steingraber, kann gar nichts passieren.“ Aus der Familie meiner Gattin kenne ich einen Fall aus Bonn. Ein Onkel, der Ehrenbürger von Bonn war, kam 1938 zu den Eltern meiner Frau nach Genf, und die haben auch gesagt: „Bleib doch hier!“ Er meinte nur: „Mir kann gar nichts passieren, ich, Ehrenbürger von Bonn!“ Und dann ist er nach Hause gekommen, verhaftet und ins Konzentrationslager gebracht worden. Die älteren Leute dachten national und dachten niemals daran, dass ihnen etwas passieren könnte.

Was wissen Sie über die IKG Innsbruck und den Jüdischen Friedhof in Hohenems?

In der Judengemeinde Innsbruck waren eigentlich keine ehemaligen Innsbrucker Juden mehr. Das waren „Displaced Persons“ und ihr Vermögen war die Judengemeinde Hohenems. Sie verkauften zunächst die Synagoge und eines Nachts kam ein Herr zu mir nach Widnau und sagte, der Friedhof werde verkauft. Ich rief sofort Rabbiner Dr. Rothschild in St. Gallen an, teilte ihm dies mit und fragte, ob so etwas möglich sei. Er sagte „Nein“ und mein Vater kaufte gemeinsam mit Herrn Burgauer der jüdischen Gemeinde Innsbruck den Friedhof in Schweizer Franken ab. Und dann wurde der Verein zur Erhaltung des Jüdischen Friedhofs gegründet.

48

Felix Jaffé wurde 1925 in Berlin geboren. Er stammt aus der ehemaligen Hohenemser Familie Brunner. Im Alter von drei Jahren zog er mit seinen Eltern nach Triest (Italien) und in den 1930er Jahren übersiedelte die Familie ins Tessin. Nach seinem Geologie-Studium bereiste Felix Jaffé alle Kontinente und erhielt eine Professur an der Universität in Genf. Seiner Initiative ist es zu verdanken, dass 1998 das erste Nachkommentreffen von jüdischen Familien aus Hohenems vor Ort stattfinden konnte. Seit seiner Pensionierung lebt Felix Jaffé abwechselnd in Jerusalem und Genf. Interview durch Markus Barnay, 2006.

Woher stammt Ihre Familie?

Der Name „Jaffé“ ist Hebräisch und heißt auf Deutsch „schön“. „Jaffa“ bedeutet „die schöne Stadt“, „die Schöne“. Der Name Jaffé ist sehr alt. Er ist 1600, 1500 Jahre alt und ist nie gewechselt worden. Viele Juden in Israel haben einen neuen Namen angenommen. Ich habe den Namen behalten. Und somit habe ich einen Stammbaum. Ich glaube 1700, so etwas, mit all diesen Jaffé, die damals aus Preußen kamen. Sie waren nicht polnische Juden, sie waren preußische Juden. Das war ein Unterschied. Der Unterschied ist groß, denn die polnischen Juden wurden sehr schlecht behandelt, die preußischen Juden hingegen waren Deutsche. Mein Großvater hat in Heidelberg Medizin studiert, ohne irgendein Problem.

Wie kam Ihre Mutter von Triest nach Berlin?

Da gibt es einen Zusammenhang mit Hohenems. Die Hohenemser Familien sind um 1850 ausgewandert, aus verschiedenen Gründen. Juden konnten sich freier bewegen. Viele Hohenemser Juden sind nach Triest gegangen. Das war damals die Hafenstadt der Monarchie und hatte sehr großen Aufschwung. Bis zum letzten Krieg, bis zum Jahre 1938, waren viele Hohenemser Nachkommen in Triest. Die Familien Brettauer, Menz, Rosenthal, Brunner und noch andere. Meine Mutter hieß Carolina. Sie wurde kurz nach dem Tod ihrer Großmutter Carolina geboren und hieß darum Carolina. Ihre Großmutter, die gerade verstorben war, Ende des 19. Jahrhunderts, war die Tochter von Philipp Rosenthal – eine der Töchter. Sie hat Karl Brunner in Triest geheiratet. Die Familie ist ziemlich mächtig geworden und auch ziemlich reich. Es gibt noch Brunner in Triest, sicher noch 20 Verwandte. Ein Cousin meiner Mutter war ein „Irredentist“. Er wollte nicht Österreicher sein. Er wollte, dass Triest zu Italien gehört. Der Cousin meiner Mutter, Guido Brunner, hat gekämpft als italienischer Offizier und ist an der Front gestorben. Und weil die Familie in gewissem Sinne einflussreich war, hat man eine Straße nach ihm benannt, als Held der Irredentisten. Wenn ich nach Triest gehe, sage ich, ich bin ein Verwandter von Guido Brunner. Den kennen alle, weil die Straße noch da ist. Der Guido Brunner war damals eigentlich ein junger Mann, erst um die 25 Jahre alt.

49

Wie sind Sie Schweizer geworden?

Kompliziert, weil ich deutscher Staatsbürger wegen meinem Vater war. Und als der Hitler gekommen ist, bin ich noch bis zum Jahre 1940/41 deutscher Staatsbürger gewesen. Am Ende – den Pass habe ich noch, kann ihn aber hier nicht zeigen – hat man mich in meinem deutschen Pass „Israel“ genannt und meine Schwester „Sara“. Damit war es für jüdische Leute schwierig, zu reisen. Das war unangenehm, sehr unangenehm. Aber es gab noch einen gewissen jüdischen Stolz. Ich war 12 Jahre oder so etwas, ja. Das Unglück ist später gekommen, weil Hitler im Krieg allen deutschen Juden die Staatsbürgerschaft genommen hat. Es soll keine deutschen Juden mehr geben. Und damit war der Pass ungültig und ich bin staatenlos geworden, wie viele andere, wie alle deutschen Juden in der Schweiz zum Beispiel. Das war sehr schwer. Wenn man staatenlos ist – und das gibt es jetzt weltweit – hat man keine Vertretung mehr. Da ist kein Konsul, niemand da, und man ist ganz angewiesen auf eine schlechte Polizei. Ich war jung und habe moralisch eigentlich gelitten. Und langsam, langsam nach dem Krieg bin ich Schweizer geworden. Jetzt bin ich ein Tessiner.

Wie hat Ihre Familie den Holocaust überlebt?

Wir haben keine Familienmitglieder verloren, das war auch keine große Familie. Die meisten konnten sich auf dem Lande verstecken. Meine Mutter hat ihre beste Freundin verloren. Das war schlimm. Eine Frau von 40 oder 50 Jahren, in Cortina, ledig. Sie hatte einen Freund. Sie haben dann einen Zug genommen, ich weiß nicht genau wohin...

Wie wurden Ihre Kinder zu deutschen Staatsbürgern?

Meine Tochter hat gesagt: „Du musst Deutscher werden, damit ich diesen Pass bekomme!“ Und ich habe gesagt: „In dieser Familie ist das unmöglich, das kommt nicht in Frage!“ Ich bin trotzdem zum deutschen Konsulat gegangen und da hat sich herausgestellt, was wir nicht wussten, dass mein Vater nach dem Krieg die deutsche Staatsbürgerschaft wieder zurückerhalten hatte. Somit war auch ich automatisch Deutscher. Daraufhin hat das Konsulat meinen Kindern den deutschen Pass gegeben. Es freut mich nicht, aber belastet mich auch nicht. Die Kinder sind nun deutsch, das ist ihre Angelegenheit. Sie sind nicht verfolgt worden, haben darum keine Bedenken und ein deutscher Pass hilft ihnen. Meine Tochter lebt in Belgien und ist in der EU. Das ist die Passgeschichte.

Weshalb wollte Ihre Mutter nach 1945 nicht mehr nach Hohenems?

Meine Mutter hat manchmal von Hohenems geredet und ich habe mich für Hohenems interessiert. Meine Mutter lebte in Lugano. Sie war nicht mehr jung, aber bei guter Gesundheit, und ich habe vorgeschlagen: „Wir nehmen ein Auto und fahren mit unserem Auto über den San Bernardino nach Hohenems. Das sind 3 oder 4 Stunden. Weil du immer an dieses Dorf denkst und davon gehört hast in deiner Jugend.“ Und sie hat gesagt: „Nein, ich betrete keinen deutschen Boden.“ Ich bin gegangen. Sie ist inzwischen verstorben. Aber

hatte ich das Recht, nach Österreich zu gehen? Hatte ich das Recht, mich für Hohenems zu interessieren? Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Ich würde gerne meine Mutter fragen. Sie würde wahrscheinlich antworten: „Du hast nichts schlecht gemacht.“ Aber sie könnte auch sagen: „Das hättest du nicht tun sollen.“ Ich werde es nie wissen.

Was haben Sie in Hohenems nach dem Krieg gesucht?

Wir sind vorbeigefahren. Damals war ich jung. Ich war 24 oder 25 Jahre alt. Die Synagoge war noch zerstört und nicht restauriert. Die Synagoge war zerstört, aber das hat mich nicht gestört. Warum? Ich kam aus Deutschland, wo alles zerstört war. Nach diesem Besuch habe ich mich immer mehr für Hohenems interessiert. Das Brunner-Haus stand noch. Es gehörte nicht meinem Großvater, aber einem anderen Zweig der Familie, dem berühmten Ökonomie-Professor Moritz Bonn, der keine Kinder hatte. Er war, glaube ich, der Sohn von Marco Brunner, der hier gestorben ist. Nach ihm ist die „Judengasse“ in „Brunnergasse“ umbenannt worden, bis die Nazis gekommen sind. Der Moritz Bonn war sehr bekannt. Ich hab ihn aber nie gesehen. Er hatte keine Kinder und auf einmal hat er geschrieben: „Ich habe das Haus verkauft.“ Meine Mutter und die Geschwister haben sich sehr geärgert und haben gefragt: „Warum hast du es uns nicht gesagt?“ Kurz danach, ein paar Jahre danach, ist es abgebrannt. Jetzt gibt es kein Brunner-Haus mehr. So ist das Leben. Jetzt ist es ein kurdisches Wirtshaus. Bautechnisch gesehen, gab es damals Zwillingshäuser. Das Elkan-Haus und das Brunner-Haus sahen genau gleich aus. Wenn wir jetzt über das Brunner-Haus reden, können wir das Elkan-Haus zeigen, das sehr gut restauriert wurde von der Firma „Lacha“. Ich bin sehr oft nach Hohenems gekommen. Wenn ich genau rechne, bin ich praktisch jedes Jahr gekommen. Damals lebte ein Mann hier, der sich sehr gut ausgekannt hat, Dr. Peter. Bei ihm war ich immer, er hat mir Sachen erzählt, wir sind spazieren und auf den Friedhof gegangen. Das war vor der Gründung des Jüdischen Museums. Und das ist eigentlich fast mein ganzes erwachsenes Leben. Ich habe auch meine beiden Kinder hergebracht. Ob sie sich daran erinnern, ist zu bezweifeln.

Weshalb sind Sie 1989 nach Israel ausgewandert?

Das ist eine sehr schwierige Frage, weil ich keine Antwort habe. Viele Leute haben mich schon gefragt und ich weiß nie, was ich antworten soll. Ich weiß, dass ich gerne aus Genf weggegangen bin. Die Leute waren unangenehm, das Klima schlecht und grau. Ich hatte jahrelang mit dem Weizmann-Institut (Israel), mit einem Kollegen vom Weizmann-Institut, gearbeitet, vor allem in der Schweiz. Er war sehr gut. Ich war vielleicht nicht so gut, aber wir haben zusammen sehr interessante Sachen gemacht. Da habe ich das Weizmann-Institut in Israel sehr oft besucht. Das Weizmann-Institut ist ein Traum, eine Art Trauminsel. Ich habe geglaubt, wenn ich nach Israel gehe, ist das ein großes Weizmann-Institut. Das war ein sehr großer Fehler, denn wenn man das Weizmann-Institut verlässt, gibt es nichts mehr, da ist der Traum vorbei. Ich habe auch ab und zu Archäologie betrieben, als Freiwilli-

ger. Es war interessant und schließlich bin ich nach Israel gezogen. Das ist die Antwort. Ich bin zwar kein Zionist, aber es geht. Es ist gegangen, aber es geht immer schlechter. Seitdem ich in Israel (Jerusalem) wohne, ist alles bergab gegangen. Momentan geht es etwas besser, aber es ist nicht so gut wie damals. Die Probleme sind immer dieselben und Lösungen gibt es im Moment nicht. Wenn man Politik betreibt, kann man alles Mögliche sagen, aber die Wahrheit ist, es geht nicht. Und es wird noch lange nicht gehen.

Wie ist die Idee zu einem Nachkommentreffen in Hohenems entstanden?

Ich habe Eva Grabherr kennen gelernt. Irgendwann ist die Eva nach Jerusalem gekommen, um ihr Hebräisch zu vertiefen. Sie hat sich damals mit diesen Briefen beschäftigt, die eigentlich auf Jiddisch waren. Sie ist sehr begabt. Wie sie diese Sachen lesen konnte, habe ich nie verstanden. Damals hat sie bei mir gewohnt. Meine Wohnung ist zweigeteilt und sie war unabhängig. Aber sie ist oft am Abend geblieben und wir haben geredet und geredet, sehr viel über Hohenems. Sie war damals noch die Direktorin des Jüdischen Museums in Hohenems und ist dann kurz danach abgegangen. An einem Abend habe ich sie gefragt: „Eva, warum machen wir kein Treffen von Nachkommen? Wir reden von Rosenthals und vielen anderen. Machen wir ein Treffen!“ Und was hat sie gesagt? „Eine tolle Idee!“

Was ist an Hohenems heute noch interessant für Sie?

Die jüdische Vergangenheit von Hohenems ist bekannt und am Ende. Es gibt kein jüdisches Hohenems mehr. Es gibt aber in der Welt viele Leute, deren Vorfahren aus Hohenems stammen. Wenn man sie zusammenbringt und versucht, sie für Hohenems zu interessieren, finde ich das sehr toll. Es ist aber eine sehr originelle Idee, denn es gibt zwar auch in Deutschland kleine jüdische Museen. Am Bodensee gibt es Museen. Es gibt auch Plätze, wo eine Familie sich getroffen hat, aber alle Familien, das ist sehr selten. Das Nachkommentreffen hat gut geklappt. Die Familien haben sich verstanden, kennen sich jetzt und treffen sich ab und zu.

Finden Sie in Hohenems tatsächlich Ihre Wurzeln?

Die moderne Welt ist aufregend, aber auch kompliziert. Es gibt Kriege, Verfolgungen, Probleme. Es ist für die Leute heute viel wichtiger, Wurzeln zu haben und das ist eigentlich auch mein Argument. Die Nachkommen müssen wissen, dass sie Hohenemser Vorfahren haben. Was sie damit machen, kann ich nicht entscheiden.

52

Luisa Jaffé De Winne wurde 1964 als Tochter von Felix Jaffé in Kenia geboren. Heute lebt sie in Halle (Belgien) und arbeitet als PR-Angestellte. Mit ihrem Vater kam sie bereits als Jugendliche nach Hohenems, um auf den Spuren ihrer Brunner-Vorfahren zu wandeln. Sie war wesentlich an der Organisation des zweiten Nachkommentreffens im Jahr 2008 beteiligt. Interview durch Arno Gisinger, 2007.

Warum besitzen Sie mehrere Pässe?

Ja, hier also meine Nationalitäten. Dies sind alte Pässe, die ich sozusagen aus Zuneigung aufbewahre. Von Zeit zu Zeit, aber eigentlich eher selten, schaue ich sie an, um zu sehen, welche Visa ich habe. Ich habe hier zwei Schweizer Pässe, einen amerikanischen und drei Schweizer Personalausweise. Doch kommen wir zu den aktuellen Pässen. Ich wurde in Kenia geboren. Mein Vater ist Schweizer Staatsbürger. Das war das erste Konsulat, bei dem meine Geburt gemeldet wurde. So habe ich automatisch die Schweizer Staatsbürgerschaft bekommen. Wenn ich diese Pässe anschau, merke ich, dass ich immer etwas Bestimmtes drin habe, vielleicht, um sie zu personalisieren, oder auch, weil ich dazu neige, sie herumliegen zu lassen und sie mit den Pässen anderer zu verwechseln. In diesem Fall wurde mein Pass gestohlen und ich musste ihn erneuern lassen. Am besagten Tag war ich mit einer kleinen Japanerin unterwegs, die mir ein Origami (kunstvoll gefaltetes Papier) schenkte, das ich behutsam in diesen Pass legte. Dann der amerikanische Pass. Meine Mutter ist Amerikanerin. Die Amerikaner akzeptieren keine Doppelstaatsbürgerschaft, beziehungsweise haben sie sehr lange Zeit nicht toleriert, aber viele Leute haben wie ich ihre zweite Nationalität nicht bei der amerikanischen Botschaft gemeldet. Und so zögerte mein Vater nicht lange und meldete meine Geburt ebenso bei der amerikanischen Botschaft in Nairobi. Und so bekam ich sofort auch einen amerikanischen Pass. Es gibt darin nur wenige Visa, sehe ich, denn ich verwende ihn eigentlich nur, um in die USA zu reisen und um das Schlangestehen bei der Passkontrolle zu vermeiden. Dann vergingen einige Jahre bis zu meinem 26. Lebensjahr und in der Zwischenzeit hatte sich natürlich die Europäische Gemeinschaft gebildet. Bis es also das vereinte Europa gab, war es gut, einen amerikanischen und einen Schweizer Pass zu haben. Die Welt lag einem zu Füßen. Deshalb waren mein Bruder und ich der Meinung, dass uns ein europäischer Pass fehlte. Und so fragten wir unseren Vater, ob er uns nicht helfen könne, einen europäischen Pass zu bekommen. Dazu muss man wissen, dass mein Vater in Berlin geboren wurde, von einem deutschen Vater und einer österreichisch-jüdischen Mutter. Er hat also noch einen deutschen Pass mit einem „J“. Dieses „J“ für „Jude“ war, glaube ich, sogar eine Schweizer Erfindung. Er war während des Krieges in die Schweiz geflüchtet und war deshalb nicht sehr begeistert, als wir ihn fragten, aber er machte es aus Pragmatismus. Er ging ein wenig widerwillig auf das deutsche Konsulat in Genf und fragte dort an. Die Antwort war: „Das ist sehr kompliziert und wir wissen nicht, ob das möglich ist. Wir leiten Ihre Bitte nach Berlin weiter und in sechs Monaten bekommen Sie eine Ant-

53

wort.“ Und die Antwort ist nie gekommen. Ich glaube, er war so wütend, dass er das Vorhaben nicht weiter verfolgte. Aber ich glaube, er lebte dann bereits in Israel und so begab er sich auf die deutsche Botschaft in Tel Aviv. Und dort ging dann alles sehr schnell, denn sie kannten solche Fälle wie den unseren. Damals bearbeiteten sie 1000 Anfragen pro Jahr. Für meinen Bruder und mich war es sehr einfach, weil noch Dokumente existierten. Natürlich, wenn man sagt, dass seine Großeltern in einer Gaskammer gestorben sind, bleibt nichts mehr, um eine Staatsangehörigkeit zu beweisen. So akzeptierte mein Vater, einen Antrag unter der Bedingung zu stellen, dass er selbst nicht die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen müsse. Und das respektierten mein Bruder und ich selbstverständlich. Wenn das der Fall gewesen wäre, hätten wir den Antrag natürlich zurückgezogen. Also gingen wir alle drei zum gegebenen Zeitpunkt auf das deutsche Konsulat in Tel Aviv. Wir füllten viele Formulare aus. Ein effizienter deutscher Beamter setzte mindestens 25 Stempel auf 20 Seiten Papier und ich muss sagen, die Deutschen sind unglaublich. Sie sagten uns: „In sechs Monaten rufen wir Sie zu Hause an“ - mein Bruder lebte zu dieser Zeit in Boston und ich in Genf – „und dann kommen Sie wieder her, um Ihren Pass abzuholen.“ Und tatsächlich, genau sechs Monate später schrieb mir das deutsche Konsulat einen Brief oder rief mich an und ich konnte meinen deutschen Pass abholen. Danach heiratete ich in der Schweiz, sozusagen mit einem Schweizer Pass notiert auf dem Trauschein, aber nachdem ich einen Belgier, einen Flamen, heiratete und nach Belgien zog, brauchte ich mit meinem Schweizer Pass eine Aufenthaltsgenehmigung.

Wie sehen Sie das Verhältnis zwischen den Nachkommen und dem Museum in der Zukunft?

Ein Satz, der mich in Bezug auf Hohenems geprägt hat, ist ein Zitat von Eva Grabherr, die in ihrer Einleitung zum Buch „Hohenems revisited“, einer Publikation mit Bildern und Texten vom Nachkommentreffen 1998, schrieb: „Hohenems ist zu einem Ort der Generationen geworden.“ Und ich mag diesen Satz, weil er alles umfasst. Er beinhaltet natürlich einen Ort, und „Generationen“ bedeutet unweigerlich Kontinuität: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Vergangenheit wird im Museum dargestellt und erläutert und kommt auch auf dem Friedhof zum Ausdruck. Die Gegenwart sind wir, die Nachkommen, alle, die sich für diese Geschichte interessieren und zu den Nachkommentreffen kommen. Und die Zukunft? Nun, ich weiß es nicht genau. Ich weiß noch nicht, wie ich mich in Zukunft einbringen werde. Zunächst muss man die – wie soll ich sagen – die bestehenden Verbindungen zwischen den Nachkommen sowie zwischen den Nachkommen und dem Museum aufrecht erhalten. Ich glaube, der Anfang dafür wurde schon von anderen gemacht, durch meinen Vater, aber auch durch andere Nachkommen von Hohenemser Familien. Denn es galt zunächst einmal, die Nachkommen zu finden. In einem Zeitraum von 15 Jahren sind wir von Null auf Tausend gekommen. Tausend Nachkommen kennen wir also bereits. Sie sind heute in der ganzen Welt verstreut und ich würde gerne eine Möglichkeit finden, dass sich diese Menschen weiterhin treffen, gemeinsam Dinge lernen und vielleicht

sogar ein bisschen eine gemeinsame Reflexion beginnen. Oder vielleicht, aber das ist ein wenig egoistisch meinerseits, um meine persönlichen Fragen stellen zu können: Wer bin ich? Was mache ich? Jene Fragen also, die sich im Grunde jeder stellt. Um Hohenems zu einer Art Spiegel zu machen, der mir eines Tages vielleicht eine Antwort geben wird, auch wenn das utopisch ist. Das wünsche ich mir jedenfalls für die Zukunft.

In Ihrer Familie spricht man oft mehrere Sprachen. Wie kommt das?

In jeder Sprache gibt es Begriffe, die mehr Bedeutung haben als andere, und in unserer Familie verwenden wir zum Beispiel noch Wörter aus dem Suaheli. Manche Begriffe nennen wir nur auf Englisch oder Italienisch. Und auf Deutsch verwenden wir immer noch so unübersetzbare Begriffe wie „Heimweh“, „Sehnsucht“ oder „Weltanschauung“. Es kommt nicht selten vor, dass wir zum Beispiel bei einem Familienessen einen Satz in einer Sprache beginnen und in einer anderen beenden. Das ist fast eine Art Wettbewerb, nicht einmal intellektuell, sondern eigentlich ganz natürlich. Und zwischen Anfang und Ende eines solchen Satzes schleicht sich dann oft noch eine dritte Sprache ein. Dieser natürliche Sprachwechsel ist für mich sogar ein Bedürfnis in meinen sozialen Beziehungen. Ich liebe es, in einer ganz offenen Form von einer Sprache in die andere zu wechseln.

Sie haben jüdische und christliche Wurzeln. Fühlen Sie sich einer dieser beiden Religionen zugehörig?

Bei diesen Pässen wird ersichtlich, dass ich zwei verschiedene Namen habe. Auf der einen Seite der Schweizer Pass mit meinem Ehenamen: Luisa Jaffé de Winne, was der Name meines Mannes ist, und in meinem amerikanischen Pass steht nur mein Mädchennamen. Obwohl ich meine Hochzeit rechtzeitig angekündigt hatte, sagte man mir: „Für uns brauchen Sie Ihren Namen nicht zu ändern...“ So war es auch bei den Deutschen, nein, noch schlimmer. Als ich meine Hochzeit meldete, wollten sie, dass ich meinen Mann mitbringe, der ein Dokument unterschreiben musste, um meinen kompletten Namen im neuen deutschen Pass zu haben. Das hat mich ziemlich geärgert, denn ich finde, dass wir in einer Zeit leben, in der Frauen die freie Wahl haben sollten, vor allem wenn es eine legale Basis dafür gibt: eine Hochzeitsurkunde, die bestätigt, dass ich den Namen gewechselt habe. Aber das ist nicht so wichtig. Jedenfalls habe ich in diesen drei Pässen unterschiedliche Namen. „Jaffé“ ist ein jüdischer Name, der so viel wie „schön“ heißt. Mütterlicherseits heiße ich „Robertson“. Ich spiele oft mit meinen beiden Namen, denn „Jaffé“ zum Beispiel – ich weiß zwar nicht warum – versteht man oft am Telefon nicht. Und wenn ich in einem Restaurant einen Tisch reserviere oder etwas Ähnliches mache – für ein Flugticket ist das nicht möglich, da braucht man den richtigen Namen – gebe ich immer meinen Mädchennamen an: „Robertson“. Meine Eltern hatten nicht nur unterschiedliche Nationalitäten, sondern auch unterschiedliche Religionsbekenntnisse und –zugehörigkeiten. Mein Vater hat also den jüdischen Glauben und meine Mutter ist christlich. Ich wurde ein wenig in beiden Religionen erzogen.

In Kenia ging ich als Kind zur „Sunday School“, das war ein Ort, an dem die Kinder spielten, während die Eltern in die Messe, ich glaube in die Schottische Nationalkirche, gingen. In Genf war das auch so. Ich wurde getauft und mit ungefähr 13 Jahren, ungefähr zu dem Zeitpunkt, als ich zum ersten Mal Hohenems besuchte und als es zu einer Art Übereinstimmung mehrerer Ereignisse kam, begann ich mich für die jüdische Religion zu interessieren. Damals wurde auch die bekannte Fernsehserie „Holocaust“ gezeigt, eine schlecht gemachte Serie, aber das tut nichts zur Sache, gehen wir also nichts ins Detail. Ich glaube, dass sie immerhin das Verdienst hatte, überall gezeigt zu werden und Fragen aufzuwerfen, die man eine gewisse Zeit lang unterschlagen hatte, zumindest in den USA, in der Schweiz und in anderen Ländern. Zu diesem Zeitpunkt wurde ich mir indirekt meiner jüdischen Wurzeln bewusst. Ich war damals sehr beeindruckt von dieser Serie und von allem, was sich darum herum entwickelte, die Zeitungsartikel und die anderen Filme, die gezeigt wurden. Ich interessierte mich sehr für die jüdische Religion und von da an war es für meinen Vater eine Frage der Ehre, mir diese Erziehung zu vermitteln. Wir gingen gemeinsam in die Synagoge und er nahm mich mit nach Israel. So habe ich ein wenig jüdische Erziehung genossen. Wir sind mit einem Hass auf die Deutschen aufgewachsen. Man musste die Deutschen verachten. Und es ist klar, dass sie, wie wir wissen, ein inakzeptables Verhalten aufwiesen. Andererseits liebe ich die deutsche Sprache, alles, was wir in der Schule gelernt haben. Und als ich als Erwachsene mit meinem Mann zu Festivals, zu Konzerten nach Deutschland oder Österreich reiste, wurde mir bewusst, dass ich Deutschland, Österreich und diese Sprache im Grunde liebe. Meine Identität ist also eine Mischung aus diesen drei Farben. Ich weiß nicht, was das ergibt. Ich bin keine Malerin, aber es liegt an mir, mein eigenes Bild zu erschaffen – in einer Mischung aus diesen drei Farben.

56

Uri Tänzer wurde 1938 in Tel Aviv geboren. Er ist ein Enkel von Aron Tänzer, der 1896 bis 1905 Rabbiner in Hohenems war und das Standardwerk „Die Geschichte der Juden in Hohenems“ verfasste. 1905 verließ Aron Tänzer mit seiner Familie den Ort, war bis 1907 Rabbiner in Meran und schließlich bis zu seinem Tod 1937 Rabbiner in Göppingen. Fritz Tänzer, Sohn Arons und Vater Uris, emigrierte 1935 mit seiner Frau Margot, geb. Burgheimer, nach Palästina. 1951 übersiedelte die Familie mit Sohn Uri und Tochter Ruth in die USA. Uri Tänzer studierte Rechtswissenschaften und arbeitete als Rechtsanwalt in New Jersey. Er besuchte das erste Nachkommentreffen 1998 und ist Mitbegründer bzw. Vorstandsmitglied des Vereins der „American Friends of the Jewish Museum of Hohenems“. Interview durch Markus Barnay, 2006.

Was haben Sie bisher über Ihren Großvater gehört?

Viel. Mein ganzes Leben lang habe ich Geschichten über meinen Großvater gehört. Er war so beliebt und alle haben von ihm gesprochen. Die Familie war ungemein stolz auf ihn. Für mich war mein Großvater jemand, dem ich nacheifern wollte. Niemand mehr in der Familie kam an ihn heran. Er war besonders. Es ist etwas Besonderes, so jemanden in der Familie gehabt zu haben.

Hatte das Ansehen von Rabbi Tänzer Auswirkungen auf die Religiosität in Ihrer Familie?

Ehrlich gesagt, ich bin nicht sehr religiös. Meine Eltern waren es vielleicht, als ich sehr jung war. Sie waren anfänglich religiöser. Am Anfang haben wir „koscher“ gegessen, aber mit der Zeit hat sich das aufgehört. Wir haben zwar kein Schweinefleisch gegessen, aber wir haben nicht ganz so traditionell gelebt wie damals in Deutschland. Trotzdem sind wir in die Synagoge gegangen und ich war natürlich bei der Bar Mizwa (Fest am 13. Geburtstag). Fast jede Woche war ich am Schabbat in der Synagoge. So war es aber auch anfänglich in Venedig. Als wir nach Amerika gekommen sind, haben wir anfangs ziemlich regelmäßig eine Synagoge besucht. Dann habe ich eine christliche Frau geheiratet. Da sind wir noch manchmal in die Synagoge und auch in die Kirche gegangen. Wir haben unsere Tochter beide Religionen gelehrt. Für uns bedeutete Religion nicht, dass es nur eine Religion gibt. Meine Eltern und auch mein Großvater – denke ich – waren sehr liberal, wenn man das so sagen kann, und haben sich mit allen Religionen verstanden.

Warum ist Ihr Vater 1935 nach Palästina gegangen?

Das war eigentlich ganz offensichtlich. Er ist schon 1935 vor Hitler geflohen. Auch viele andere – Hitler ist ja schon 1933 gekommen. Da haben meine Eltern gesehen, was passiert, und sind nach Palästina emigriert. In dieser Zeit konnte man noch Sachen mitnehmen. Später haben die Nazis die Möbel eingezogen. Ich habe jetzt noch die Möbel, die meine Eltern aus Deutschland nach Palästina gebracht haben. Warum sie die Möbel nach Amerika mitgenommen haben, weiß ich nicht. Vielleicht, weil es deutsche Sachen waren und die im-

57

mer besser als andere waren. Ich benütze die gleichen Vitrinen und habe noch ein paar andere Möbel von ihnen. Und, ehrlich gesagt, neu bekommt man solche Sachen nicht mehr. Die sind nicht so gut gebaut.

Wie und wann kam die Idee auf, nach Amerika zu gehen?

Zu meiner Bar Mizwa – da kann ich mich noch erinnern – konnte man keinen Zucker kriegen. Man musste alles auf dem Schwarzmarkt kaufen. Mein Vater hat gebacken mit dem Bäcker für diese Bar Mizwa, dass ich Kuchen haben kann. Das war wunderbar, aber er hat alles „schwarz“ kaufen müssen, weil alles rationiert war. Zu dieser Zeit wusste man ja nicht, was die Zukunft bringt, und mein Vater hat gedacht, dass ich und meine Schwester in Amerika eine bessere Ausbildung erhalten würden. Es durfte allerdings nur eine bestimmte Quote nach Amerika einwandern. Mein Vater stand dann auf der Quotenliste von Deutschland. Da hat er schon in den 1930er Jahren seinen Namen draufsetzen lassen. 1951 hat er schließlich das Okay bekommen und überlegt, ob er nun auswandern soll oder nicht. Die Familienmitglieder, die schon dort waren, in New York, die meinten: „Komm doch. Es ist wunderbar. Du bist ein wunderbarer Geschäftsmann und in Amerika könnt ihr ein viel besseres Leben führen.“ Da ist er erst einmal alleine nach New York gefahren, um zu sehen, wie es ist. Können Sie sich vorstellen: In Israel konnte man kein Stück Fleisch kriegen und alles wurde in alte Zeitungen gepackt, weil man kein Papier hatte. Und in Amerika gab es Schlagsahne und das beste deutsche Essen, das man sich nur wünschen kann. Da hat er meiner Mutter geschrieben: „Kommt! Verkaufe alles und kommt nach Amerika.“ Nach ein paar Wochen allerdings – meine Mutter hatte schon angefangen, alles zu verkaufen, das Geschäft und die Wohnung – da hat mein Vater gemerkt, dass das Leben auch dort nicht so leicht war und er die Sprache nicht versteht und so weiter. Da hat er meiner Mutter geschrieben: „Kommt nicht! Ich komme zurück!“ Doch die hat geantwortet, dass es schon zu spät sei, dass sie die halben Sachen schon verkauft hat und jedenfalls nach Amerika kommen wird.

Wie war das religiöse Leben bei Ihnen zu Hause in den USA?

Also, mein Vater ist regelmäßig in die Synagoge gegangen und ich auch. Ich bin immer noch sehr interessiert an religiösen Dingen, aber ich praktiziere nicht täglich und passe nicht so auf mit dem Essen und so weiter. Ich bin, wie sagt man, ein progressiver, reformierter Jude. Aber meine jetzige Frau ist ja Kantorin, meine zweite Frau, und dadurch bin ich wieder mehr mit meiner eigenen Religion konfrontiert.

Wie haben Sie erfahren, dass in Hohenems ein Nachkommentreffen stattfindet?

Ehrlich gesagt, über meinen Onkel Erwin, der in Pennsylvania mit seiner Frau Ruth lebt. Er war Ingenieur und ist jetzt pensioniert. Jedenfalls hat er die Einladung bekommen und mich gefragt, ob meine Frau und ich sie zum Nachkommentreffen 1998 begleiten. Da habe ich mir die Einladung angesehen und da standen drei Namen darauf. Der eine, der

58

Gastgeber, war aus Jerusalem: Felix Jaffé. Der zweite war aus der Schweiz: Kurt Bollag. Und der dritte war Stefan Rollin aus Cherry Hill. Das ist unsere Nachbarstadt: Cherry Hill, unglaublich! Da habe ich ihn sofort angerufen. Sonst wären wir wahrscheinlich nie nach Hohenems gekommen. Ich habe mit Stefan Rollin telefoniert und er erzählte mir von dieser wundervollen Gegend, wie es so wunderschön sei am Bodensee. Er und seine Frau Renee haben uns dann zum Essen eingeladen in ihr Haus in Cherry Hill – auch meinen Onkel Erwin und seine Frau. Und nachdem es dort so nett und angenehm war, beschlossen wir, mit nach Hohenems zu fahren.

59

Laura Aberant wurde 1969 als Tochter von Uri Tänzer in Willingboro (USA) geboren. Somit ist sie zugleich eine Urenkelin von Aron Tänzer, der von 1896 bis 1905 als Rabbiner in Hohenems wirkte. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Moorestown (New Jersey) und arbeitet als Diätassistentin. Interview durch Markus Barnay, 2006.

Welche Art von Religion wurden Sie von Ihren Eltern gelehrt?

Mein Vater war Jude und wurde auch jüdisch erzogen, und meine Mutter war die Tochter eines methodistischen Priesters. Daher wuchs sie christlich, mein Vater jüdisch auf. Sie lernten sich an der Universität kennen und mein Großvater war ursprünglich nicht glücklich mit ihrer Verlobung. Es dauerte eine zeitlang, bis er damit zurechtkam. Als ich zur Welt kam, jedenfalls, schmolz das Eis ein wenig und es war einfacher für ihn, die Ehe zu akzeptieren. Die Vorstellung meiner Eltern war immer, beide Religionen beizubehalten und mich in beiden zu erziehen, was sie auch taten. Daher gingen wir in die Kirche, zuerst in eine Unitarier Kirche (Religionsgemeinschaft freier Protestanten), die eine Art integrative Kirche war. Mit der Zeit übten wir beide Religionen aus. Mein Vater ging zur Synagoge oder wir alle gingen zur Synagoge und als ich in der 2. Klasse war, machte meine Mutter selbst eine Ausbildung zu einer methodistischen Priesterin. Von da an waren wir viel mehr in die christliche Religion eingebunden. Am Sonntag gingen wir zur Kirche und am Freitag in die Synagoge, nicht jede Woche, aber wir praktizierten regelmäßig. Ich ging in eine Quäker-Schule und besuchte ein Treffen einmal wöchentlich. Ich hatte sehr viel zu tun mit Religionen. Heute weiß ich nicht, wo ich religiös stehe, da ich mit so vielen verschiedenen Religionen aufwuchs. Ich habe ein sehr universelles Verständnis von Kultur und Religionen und versuche, meinen Kindern beizubringen, dass es keine richtige oder falsche Religion gibt. Alle haben ihr Gutes. Ich zeige ihnen alles. Da meine Großeltern und Eltern so viel an religiösem Hintergrund mitbrachten, bekommen sie viel mit. Sie gehen in die Kirche und zur Synagoge wie ich damals, nur nicht so oft. Mein Mann ist eigentlich katholisch, aber er ist nicht sehr religiös, so wie ich. Ich denke, es ist sehr wichtig, die Kinder mit vielen verschiedenen Religionen zu konfrontieren, und wenn sie später eine davon auswählen, werde ich sie in ihrer Entscheidung unterstützen.

60

Stefan Rollin wurde 1925 in Wien geboren. Er stammt aus der ehemaligen Hohenemser Familie Rosenthal. Gemeinsam mit seiner Schwester Helene überlebte er die Zeit des Nationalsozialismus in der Schweiz, wo er an der ETH Zürich Chemie studierte. Anschließend arbeitete er einige Jahre in Wien, bevor er Anfang der 1950er Jahre in die USA emigrierte und Anfang der 1960er Jahre eine eigene Firma gründete. 1998 wurde die Firma verkauft. Stefan Rollin war Mitorganisator des ersten Nachkommentreffens in Hohenems 1998. 2004 starb er in New York. Interview durch Arno Gisinger, 2002.

Wie kam es, dass Ihre Großeltern nach Wien übersiedelt sind?

Der Arnold und die Ottilie Rosenthal, geborene Hirsch, sind ungefähr 1892 von Hohenems nach Wien übersiedelt. Mir hat man als Kind erzählt, dass der Bauernhof nicht groß genug war, um ihn zwischen 11 Kindern zu teilen. Da ist der Jüngste, mein Großvater, wie ein paar andere einfach ausbezahlt worden und ist mit dem Geld nach Wien gefahren. Die Historiker sind eher der Meinung, dass der gute Arnold nach Wien fahren musste, weil seiner Frau Ottilie die dörflichen jüdischen „Hiasl“ da in Hohenems nicht gut genug waren. Ottilie kam ja aus Prag und wollte in die Zivilisation zurück. Dort hat der Arnold dann eine Fabrik gegründet in Böhmisches Leipa, eine Cartoon-Druckerei. Das hat er ja in Hohenems gelernt, denn er hat als junger Mann schon in der Rosenthal-Fabrik in Hohenems gearbeitet. Diese Fabrik hat sehr gute Fortschritte gemacht, und so um 1927, nach 25 Jahren zum 25-jährigen Jubiläum, ist ein Buch gedruckt worden, von dem das Museum eine Kopie hat. Die Rosenthals waren sehr wohlhabend.

Woher kam denn der Reichtum der Großeltern?

Der Vater von der Ottilie kam als „Binkeljude“ (Hausierer) nach Wien, war aber dann zehn Jahre später Mitbesitzer der Firma „Schenker und Söhne“. Da muss ganz schön Geld hereingekommen sein. Woran ich mich noch erinnern kann, ist, dass beim Sonntagsfrühstück bei meiner Großmutter Ottilie ein Butler mit weißen Handschuhen war, der serviert hat. Die beiden Damen, meine Großmutter und ihre Schwiegertochter, haben dann immer in ihren Kaffee geweint und sich fürchterlich beklagt über den Paul, meinen Vater. Und ich hab mir gedacht: „Ja, der ist ja nicht so schlecht, wie die glauben.“ Die andere Sache, an die ich mich noch erinnern kann, ist, dass sie ein schönes Haus im Helenenthal hatten. Da war ich auch etliche Male draußen und dort habe ich auch meinen Großvater zum letzten Mal gesehen, bevor er 1932 gestorben ist. Da war ich sieben Jahre alt. Ich kann mich daher nicht so gut an ihn erinnern. Ich kann mich an meine Großmutter viel besser erinnern, denn da war ich ja schon dreizehn. Das war 1938, bevor wir beide aus Wien abgefahren sind, sie nach England und ich nach Italien.

61

War Ihre Großmutter eine imposante Frau?

Meine Großmutter war nicht groß, aber sie hat quasi groß gewirkt, weil sie wie ein Soldat gegangen ist. Oft hatte sie fünf Perlenbänder um den Hals herumgewickelt, fünf! Ja, sie war sehr korrekt. Deswegen hat sie sich ja auch so über ihren Sohn geärgert. Der war ungefähr so wie ich: „Wenn ich nicht heut' komm', komm' ich morgen.“ Das hat der Großmutter gar nicht gefallen.

Im Wien der 1930er Jahre war es ökonomisch auch nicht mehr leicht.

Eben nicht. Die Firma Arnold Rosenthal, hat man mir erklärt, war ja im Prinzip schon bankrott im Jahre 1931 oder so. Das hat nur niemand gewusst und man hat dann probiert, den Lebensstil nicht wesentlich zu ändern, damit niemand merkt, dass da kein Geld mehr da ist. Als ich in der Volksschule war, meinten meine Eltern: „Wenn dich jemand in der Schule fragt, was denn mit unserem Auto und Chauffeur passiert ist, bitte sag nur: ‚Das Auto ist in der Reparatur und der Chauffeur ist auf Urlaub.‘“ In Wirklichkeit war das Auto schon verkauft und der Chauffeur schon entlassen. Aber man wollte nicht, dass das öffentlich wird, weil das schlecht für den Bankkredit gewesen wäre. Die Banken haben damals scheinbar nicht in die Bücher eingesehen, bevor sie den Firmen Geld geborgt haben.

Wie nahmen Sie als Kind die ökonomische Krise der Eltern wahr?

Es waren schon auch heitere Tage dabei, aber eigentlich haben mir schon damals meine Eltern wirklich Leid getan. Alles ist in die Brüche gegangen. Wenn du jung bist, ist das nicht so tragisch. Aber meine Eltern hatten in den 1920er Jahren alles, und von da an ging es ständig bergab.

Unter welchen Umständen ist Ihr Vater 1938 geflüchtet? Er sollte ja verhaftet werden.

Sie haben meinen Vater aber nicht gefunden, denn er war in unserem Haus versteckt, und bei der kürzlich geschiedenen Frau haben sie ihn nicht gesucht. Er ist im August 1938 schnell noch für einige Tage in die „Tschechei“ gefahren, da hat er wahrscheinlich noch ein kleines Bankkonto gehabt, und von dort ging er nach Schweden. In Schweden arbeitete er zwei Jahre lang in der Pathologie-Abteilung eines bekannten Spitals in Göteborg. Dann hatte er genügend Geld und scheinbar auch ein Visum, um nach Amerika zu gelangen. Der Weg über den Atlantik war aber schon durch den Krieg versperrt, so flog er per Flugzeug über die finnische Front nach Moskau, von Moskau mit der sibirischen Eisenbahn, das sind ungefähr 10 Tage, von Moskau nach Wladiwostok, und von dort per Schiff nach San Francisco, wo er, glaube ich, drei oder vier Wochen vor Pearl Harbour ankam. Er hat es gerade noch geschafft.

War Ihr Vater ein religiöser Mensch?

Ich mach mir selber Vorwürfe, dass ich nicht mehr von meinem Vater weiß. Er hat nie freiwillig etwas erzählt und ich war zu schüchtern, um die wirklich schwierigen Fragen zu

stellen. Ich weiß heute noch nicht, ob mein Vater ein Jude, ein Christ, oder ein optimistischer Agnostiker wie ich war. So etwas ist bei uns eigentlich nie zur Sprache gekommen. Jeder hatte Angst, er könnte den anderen beleidigen.

Hat die Religion im Alltag eine Rolle gespielt?

Nein. Ich weiß nur, offiziell hätten wir Kinder jüdisch erzogen werden sollen, weil die alten Rosenthals darauf bestanden haben. In Wirklichkeit waren die einzigen Feste, an die ich mich erinnern kann, Weihnachten und Ostern. Da hat mein Vater mit großem Vergnügen mitgespielt. Solange er mit einer christlichen Frau verheiratet war, hat er „auf Christ gespielt“. Als er dann die letzten 20 Jahre mit Margaret Galimir, einer sephardischen Jüdin, verheiratet war, ist er sogar hin und wieder mit ihr in die Synagoge gegangen. Er hat sich überall so benommen, dass er niemanden beleidigen konnte. Ich nehme an, dass er seinen eigenen Glauben nicht wirklich definieren konnte.

Haben Sie als Kind schon Antisemitismus erlebt?

Ich habe einigen Antisemitismus erlebt, lange bevor Hitler nach Wien kam. In meiner öffentlichen Schule im 19. Bezirk beispielsweise war ungefähr ein Drittel der Schüler jüdisch und ich gehörte auch dazu. Damals haben wir „Abessinier“ (Äthiopier) und „Italiener“ gespielt. Die Juden waren natürlich die „Abessinier“, die von den „Italienern“ verfolgt wurden. Aber die anderen haben uns, obwohl sie in der Mehrzahl waren, nicht sehr viel antun können, weil wir sehr stark waren. Wir haben uns hauptsächlich mit Steinen beworfen. Es war keine freundliche Umgebung. Ich kann mich auch noch daran erinnern, dass ich ein neues Fahrrad hatte und immer wenn ich beim Karl-Marx-Hof vorbeigefahren bin, haben sie mir Steine nachgeworfen und „Saujud“ nachgerufen. Eigentlich war ich ein sehr blondes und blauäugiges Kind mit einer „geraden“ Nase, und meinen Namen haben die auch nicht gekannt. Der Antisemitismus war in Österreich, glaube ich, ziemlich anders als in Deutschland. Hier war es die Wut gegen die Reichen.

Wie sind Sie 1938 aus Wien emigriert?

Im Jahre 1938 bin ich über Italien in die Schweiz gekommen. Das war nicht so einfach. Meine Mutter ist mit mir und meiner Schwester und unseren Namen in ihrem Pass nach Italien gefahren und dann wieder allein nach Wien zurückgefahren. So waren meine Schwester und ich ohne irgendwelche Papiere in Italien. Dann ist plötzlich die Schule, unser Asyl, bankrott gegangen. Die italienische Polizei kam und sagte: „Euer Gepäck könnt ihr mitnehmen, aber in 24 Stunden müsst ihr das Gebäude hier verlassen haben.“ Das war in Bordighera in der Nähe von San Remo, nur 10-15 Kilometer von der französischen Grenze entfernt an der Küste. Da war eine nette Lehrerin, die hat mit unserer Mutter telefoniert, die meinte: „Wir haben kein Geld, keine Verwandten, gar nichts in Italien, aber wir haben viel Unterstützung in Frankreich. Kannst du denn nicht meine Kinder irgendwie nach Frankreich brin-

gen?“ Die Lehrerin sagte: „Ja, das geht. Wir fahren mit dem Auto bis zur Grenze. Dann gehen wir in den Bergen Schwammerln suchen, bis wir auf der anderen Seite sind.“ Nun, dies taten wir auch, aber da war eine Grenzwahe. Die haben uns erwischt. Da haben wir uns nicht getraut, das ein weiteres Mal zu probieren. So sind wir wieder zurück in dieses Gebäude. Da hat die Lehrerin meiner Mutter gesagt: „Ich kenne eine Ex-Lehrerin, die Frau Borchart, die hat eine kleine Pension in Florenz und jeder von uns hat von der italienischen Polizei 100 Lire bekommen.“ Das war genügend Geld, um mit dem Zug nach Florenz zu fahren. Dort verbrachten wir dann ein paar Monate, bis wir Papiere bekommen haben, so dass wir dann zwischen Weihnachten und Neujahr 1938 in die Schweiz fahren konnten. Dort hatte meine Großmutter Ottilie 20.000 Franken bei unserem Familienanwalt in Sankt Gallen, einem Herrn Dr. Fessler, hinterlegt. Der Herr Dr. Fessler hat dann die billigsten Schulen für uns beide gesucht, damit die 20.000 Franken gut ausreichen. So kam meine Schwester in die Klosterschule nach Rorschach und ich kam in ein streng katholisches Pensionat (Pfister) in Oberägerli bei Zug in der inneren Schweiz. Dort wurde ich sehr schnell Atheist. Sie haben mich zwar selbstverständlich den Katechismus gelehrt, aber zweimal in der Woche mussten wir in der Früh vor dem Frühstück, so um sechs Uhr, im Dunkeln den eisigen Hügel hinunter zur Kommunion. Und dann noch zweimal am Sonntag: zuerst in die Messe und dann in die Vesper am Nachmittag. Die Leute waren eigentlich sehr unfreundlich. Ich habe viele Jahre gebraucht, um für mich herauszufinden, dass ich keine Verantwortung vor Gott, sondern vor den Menschen habe.

Warum ist Hohenems so wichtig für Sie?

Hohenems ist für mich aus zwei Gründen wichtig: Erstens, wenn man das Buch von Rabbi Tänzer liest, kann man nur staunen, was ein paar Juden in einer nicht so angenehmen Umgebung zusammengebracht haben. Die haben nicht nur überlebt, die haben sich sogar vermehrt. Das ist ein Wunder. Das zweite Wunder ist, dass dann später ein paar Christen mit Herrn Bürgermeister Amann sich durchgesetzt und ein Jüdisches Museum gegründet haben. Ich bin mir sicher, dass der Großteil der Bevölkerung davon nichts wissen wollte. Ich habe großen Respekt vor den alten Juden und den jungen Christen, die jenes Museum zustande brachten, das für mich heute sehr wichtig ist.

64

Susan Shimer wurde 1937 in Wien geboren. Auch sie stammt aus der ehemaligen Hohenemser Familie Rosenthal. 1940 musste ihre Familie vor den Nationalsozialisten aus Wien fliehen. Sie kamen vorerst in Triest (Italien) bei Verwandten unter, konnten jedoch bald darauf in die USA emigrieren. Susan Shimer studierte Rechtswissenschaften und arbeitete als Richterin. Sie besuchte das erste Nachkommentreffen in Hohenems 1998 und blieb seither in ständiger Verbindung mit dem Museum. Sie ist Mitbegründerin des Vereins der „American Friends of the Jewish Museum of Hohenems“ und veröffentlicht als Vorstandsmitglied mindestens zweimal jährlich den Newsletter des Vereins. Interview durch Markus Barnay, 2006.

Wann wurde Ihre Familie katholisch?

Mein Vater wurde kurz nach der Geburt katholisch getauft. Meine Mutter war „von Geburt an“ jüdisch. Sie war aber nur ein Mal in einer Synagoge, als sie noch ein Kind war. Auf dem Trauschein wurde „konfessionslos“ eingetragen. Meine Eltern heirateten ungefähr – wäre interessant, zu wissen, wann genau – neun Monate vor meiner Geburt.

Warum verließen Ihre Eltern Wien sofort nach dem „Anschluss“?

Meine Mutter war vom ersten Tag an sehr besorgt – so hat sie es mir jedenfalls erzählt – und war entschlossen, auszuwandern. Ich war drei Jahre alt, als wir emigrierten, und ich bekam nichts von den Diskussionen mit. Ich weiß, dass der Bruder meines Vaters dachte, es wäre sicher, zu bleiben. Er hatte im Ersten Weltkrieg in den Bergen Südtirols gekämpft und wurde in Auschwitz umgebracht. Also hatte meine Mutter Recht behalten. Die meisten Annahmen, was die Sicherheit betraf, waren also offensichtlich falsch. Ich habe ein paar lustige Erinnerungen. Eine davon ist, dass wir im Zug saßen, um Wien zu verlassen. Alle Leute waren traurig und ich verstand nicht warum, weil es immerhin ein Ausflug war. Aber Dreijährige verstehen nicht immer alles.

Wann haben Sie zum ersten Mal von Hohenems gehört?

Mein Vater sprach von Hohenems, nicht sehr oft, aber oft genug, sodass ich es mir gemerkt habe. Er sprach erst nach dem Krieg darüber. Während des Krieges verlor er kein Wort darüber. Aber schon bald nach dem Krieg, als ich begann, viel in die Schweiz zu reisen, sagte er zu mir, ich solle doch nach Hohenems fahren – dort seien die ältesten Spuren seiner Familie – und ob ich nicht nach Hohenems fahren wolle. Ich schaute zwar auf die Landkarte, aber Hohenems lag nicht direkt auf unserer geplanten Route. Also bin ich damals nicht gekommen.

Sind Sie Amerikanerin?

Ich lernte in sechs Wochen Englisch und wurde sehr amerikanisch. Ich bekam 1945 die Staatsbürgerschaft, fünf Jahre nach unserer Ankunft. Das war die Voraussetzung. Man musste fünf Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt haben, um Bürger der USA zu werden. Meine Eltern und ich wurden 1945 sofort eingebürgert.

65

Stellte sich für Sie die Frage, nach Österreich „zurückzukehren“?

Nein. Ich wuchs als Amerikanerin auf und die Idee, „zurück“ zu gehen, wäre mir nie in den Sinn gekommen. Ich war eine ganz normale Amerikanerin. Amerika ist, und so war das immer, voll mit Emigranten. Und meine Generation Ausgewanderter integrierte sich relativ leicht in die amerikanische Gesellschaft.

Sind Sie noch katholisch?

Nein. Ich würde es „konfessionslos“ nennen. Ich übe keine Religion aus. Eine der vielen Auswirkungen des Holocaust auf mich war, dass ich mit einem Gefühl des Trennenden der Religion aufwuchs. Die Menschen verbinden, trennen und streiten sich wegen ihrer Religion. Sie mögen alle an den Einen Gott glauben und streiten doch über Dinge, die aus meiner Sicht Details sind. Und ich kann nicht einer Religionsgemeinschaft angehören, die mich auf irgendeine Weise von anderen trennt.

Was bedeutet Hohenems heute für Sie?

Hohenems ermöglicht mir die Verbindung zur Geschichte meiner Familie. Ich fühle mich hier dieser Geschichte nahe. So sehr ich es auch versucht habe – auch andere haben das versucht – es lässt sich nichts über die Familie finden, das vor Hohenems war. Also ist Hohenems zum Ort unserer oder meiner Wurzeln geworden. Die Erlaubnis, sich hier anzusiedeln, hat damals Philipp und Josef oder vielleicht ihren Eltern die Möglichkeit eröffnet, erfolgreich zu sein. Dadurch war es dann für meine Familie möglich, nach Wien zu gehen und dort ein gutes Leben zu führen. Sie bekamen in Hohenems eine gute Ausbildung in der jüdischen Schule und eine gute Ausbildung war dann auch in Wien wichtig. Das Interesse und die Fähigkeit, zu reisen, waren auch in Wien schon vorhanden. Also verdanke ich Hohenems – Generationen später – meine Möglichkeiten. Diese Verbindung zu meinen Wurzeln ist mir sehr wichtig. Ich fühle mich hier viel wohler als beispielsweise in Wien, obwohl ich dort auch oft hin fahre.

Was bedeutet die Schoa (Holocaust) in Ihrer Familie?

Viel. Ich habe schon von meinem Großonkel Josef erzählt, der auch ein Rosenthal war, ein Urenkel der Gebrüder Josef und Philipp. Er wurde sofort nach seiner Deportation in Theresienstadt umgebracht. Jedes Mal, wenn ich den Stammbaum in diesem Haus weiter erforsche, erfahre ich von weiteren Personen, die in der Schoa umgebracht wurden. Das ist etwas, was ich nie vergessen kann, und ich denke, es ist unglaublich wichtig, dass die Leute wissen, was passiert ist.

Welche Rolle sollten die Nachkommen in diesem Museum spielen?

Was diesem Museum Stärke verleiht – im Vergleich zu dem Museum unserer Stadt, dessen Präsidentin ich war – ist, dass es ein lebendiges Museum ist. Es besteht nicht nur aus

Erinnerungen der Clara Heimann-Rosenthal oder ihrer Eltern. Es erzählt die Geschichte der Leute, die hier gelebt haben, seien es nun die Familien aus Rabbi Tänzers Buch, oder die Familien, die für sie gearbeitet haben. So viel wir eben von ihnen wissen. Auch die DPs aus den Jahren nach 1945, die Direktor Hanno Loewy begonnen hat, zu interviewen, haben ihren Platz. Ihre Geschichten und deren Fortsetzung sind sehr wichtig.

JÜDISCHES
MUSEUM
HOHENEMS עמם